

Hilmar Schäfer

Die Instabilität der Praxis

Reproduktion und Transformation
des Sozialen in der Praxistheorie

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2013

Mit ihrem Fokus auf inkorporiertes, präreflexives Wissen scheinen Praxistheorien die Stabilität des Sozialen zu betonen, heben sie doch dessen unhinterfragte und zu körperlichen Selbstverständlichkeiten geronnene Aspekte hervor. Neigen die Praxistheorien also dazu, dem Sozialen eine Statik zu unterstellen und dessen dynamische Aspekte auszublenden? Das Buch bearbeitet ein wesentliches Forschungsdesiderat der aktuellen Debatte um Theorien sozialer Praktiken, indem es vergleichend nach der Konzeption von Stabilität/Instabilität des Sozialen bei Pierre Bourdieu, Judith Butler, Michel Foucault und Bruno Latour fragt.

Anstatt ein stabiles oder instabiles »Wesen« von Praktiken abstrakt vorauszusetzen, schlägt die Studie vor, die zentrale Stellung des Begriffs der Routine in der bisherigen Theoriebildung durch das Konzept der Wiederholung zu ersetzen: Auf diese Weise können sowohl die Reproduktion als auch die Transformation des Sozialen erfasst werden. Mit Bernhard Waldenfels, Jacques Derrida und Gilles Deleuze wird ein paradoxes Wiederholungsverständnis erarbeitet, das gleichermaßen deren verändernde und erhaltende Kraft umfasst. Davon ausgehend verfolgt das Buch drei miteinander verbundene analytische Fragenkomplexe: (1) Besteht eine Tendenz der ausgewählten Ansätze, Wiederholung als statisch oder als dynamisch zu konzipieren und somit die Stabilität oder die Instabilität des Sozialen zu betonen? (2) Auf welche analytischen Kategorien wird in den Ansätzen die Stabilisierung des Sozialen zurückgeführt? Können diese Kategorien auch die Instabilität der Praxis erfassen? (3) Welche methodologischen Prinzipien kennzeichnen eine praxeologische Perspektive, die das Konzept der Wiederholung ins Zentrum stellt?

Mit Bourdieu wird einer der Begründer des praxeologischen Forschungsprogramms umfassend und kritisch beleuchtet. Bei Foucault wird nicht nur das Spätwerk, das in der bisherigen praxistheoretischen Rezeption im Vordergrund stand, sondern auch seine archäologische und genealogische Phase einbezogen. Das Interesse an Butlers Position geht von ihrem Fokus auf die Verschiebung aus, die jeder Wiederholung von Praktiken innewohnt. Latours Akteur-Netzwerk-Theorie liefert einen wichtigen Beitrag zu der Frage, inwiefern und auf welche Weise Praxistheorien auch materielle Arrangements in ihre Analysen einbeziehen können.

Die Frage nach der Stabilität des Sozialen wird in dem Buch als eine umfassende Frage nach Vermittlungsweisen von Praktiken, körperlicher Aneignung und wiederholender Übung, nach Artefakten und Architekturen, nach Institutionalisierungsformen, nach kulturellen Verhältnissen der Subjektivierung und weiteren vielfältigen Relationen entwickelt. Ausgehend vom paradoxen Wiederholungskonzept lässt sich der analytische Fokus gleichermaßen für diese komplexen Mechanismen der Stabilisierung des Sozialen wie für dessen Instabilität schärfen.

1. Einleitung

- 1.1 Praxistheorie
 - 1.1.1 Basisannahmen der Praxistheorie
 - 1.1.2 Praxistheorie im Kontext von Soziologie und Kulturtheorie
 - 1.1.3 Der Praxisbegriff im Kontext von »Regel« und »Norm«
 - 1.1.4 Strukturbegriff und Nähe zum Poststrukturalismus
- 1.2 Stabilität und Instabilität der Praxis
- 1.3 Das Denken der Wiederholung
 - 1.3.1 Poststrukturalistische Perspektiven
 - 1.3.2 Analytische Perspektive und Leitfragen der Studie
- 1.4 Begründung der Auswahl der Theorien
- 1.5 Theorieverständnis und Theorievergleich
- 1.6 Anlage und Aufbau des Buches

»Repetition is a form of change.«
Brian Eno

Sozialtheorien entwerfen verschiedene Ansätze, um die Beständigkeit und den Wandel der von ihnen betrachteten Phänomene zu erfassen. Die Frage nach dem Verständnis von Reproduktion und Transformation ist in den Praxistheorien, mit denen sich dieses Buch beschäftigt, besonders virulent, da diese dem routinehaften Handeln eine herausgehobene Bedeutung beimessen. Einige Positionen stellen den Begriff der Routine gar ins Zentrum ihrer Definitionen von Praxis oder Praxistheorie. So schreibt etwa Anthony Giddens im Rahmen seines praxeologischen Entwurfs: »Die Routine [...] ist die vorherrschende Form der sozialen Alltagsaktivität.« Karl Hörning begreift soziale Praxis als »das In-Gang-Setzen und Ausführen von Handlungsweisen [...], die in relativ routinisierten Formen verlaufen.« Auch bei Andreas Reckwitz steht der Begriff der Routine im Mittelpunkt einer Definition sozialer Praktiken als »know-how abhängige und von einem praktischen ›Verstehen‹ zusammengehaltene Verhaltensroutinen«. Der Routinebegriff akzentuiert zum einen die nicht-bewusste und kompetente Ausführung sozialer Praktiken. Zum anderen vermittelt er den Anschein, dass jede Ausführung einer Handlung identisch ist und dass kein Raum für Abweichungen besteht. Mit ihrem Fokus auf inkorporiertes, präreflexives Wissen scheinen Praxistheorien die Stabilität des Sozialen zu betonen, heben sie doch die unhinterfragten und zu körperlichen Selbstverständlichkeiten geronnenen Aspekte des Handelns hervor. Neigen die Praxistheorien also dazu, dem Sozialen eine Statik zu unterstellen und dessen dynamische Tendenzen auszublenzen? Sind sie in der Lage, die Veränderung, den Wandel des Sozialen und die Entstehung des Neuen zu erfassen? Welches theoretische Vokabular stellen diese Ansätze zur Verfügung? Und ergibt sich aus dem Gebrauch ihres heuristischen Instrumentariums bereits eine spezifische Perspektive auf das Soziale, die entweder dessen Reproduktion oder Transformation betont?

Die Frage nach der Konzeption der Stabilität und Instabilität des Sozialen ist ein Grundproblem praxeologischer Theoriebildung, das bislang noch nicht theorievergleichend beleuchtet worden ist. In diesem Buch soll der Blick nicht nur auf die routinisierte Reproduktion sozialer Praktiken, sondern auch auf deren Transformation gelenkt werden. Dabei soll die Frage in den Mittelpunkt der praxeologischen Debatte gestellt werden, wie Ordnung in der Praxis aufrechterhalten oder aufgelöst wird und wie sowohl die Statik als auch die Dynamik des Sozialen konzeptuell erfasst werden können. Dazu wird vorgeschlagen, soziale Praxis als Wiederholung zu begreifen, in der Wiederkehr

und Veränderung miteinander paradox verschränkt sind. Indem sie Wiederholung als eine Form von Veränderung denkt, schließt diese Untersuchung an poststrukturalistische Positionen an, versteht sich jedoch in erster Linie als Beitrag zur praxeologischen Sozialtheorie. Sie diskutiert die aufgeworfenen Fragen im Rahmen eines Vergleichs der theoretischen Positionen von Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Judith Butler und Bruno Latour.

Vier Konzepte bilden den analytischen Fokus dieser Studie: »Praxis«, »Wiederholung« sowie das Begriffspaar »Stabilität« und »Instabilität«. Sie werden die Diskussion der theoretischen Positionen anleiten und sollen in der Einleitung entwickelt werden. Im Folgenden wird dafür zunächst das Feld der Praxistheorien charakterisiert, in einem zweiten Schritt das Problem der Konzeption von Stabilität und Instabilität in der Praxistheorie beleuchtet und darauf aufbauend die Kategorie der Wiederholung erörtert. Ausgehend von einem paradoxen Wiederholungskonzept, das sowohl Reproduktion als auch Transformation erfassen kann, werden dann die analytische Perspektive und die Leitfragen der Studie entwickelt. Es schließen sich eine Begründung der Auswahl der AutorInnen und eine Diskussion des Theorieverständnisses der Untersuchung an. In einer Reflexion des Erkenntnisinteresses und der Methode des Theorievergleichs wird dargelegt, dass dieser nicht die Synthese der Ansätze oder eine Elimination einzelner Positionen zum Ziel hat, sondern vielmehr auf eine systematische Erschließung von Analysekatégorien und auf die Pluralisierung soziologischer Optiken gerichtet ist, und sich daher den spezifischen Perspektiven, dem analytischen Vokabular und den methodologischen Prinzipien der ausgewählten Ansätze widmet. Abschließend wird ein Überblick über Anlage und Aufbau des Buches gegeben.

Da die relativ junge Familie der Praxistheorien in sich vielfältig und heterogen ist, ist auch diese Studie mit den komplexen Überschneidungen und Divergenzen innerhalb des Feldes konfrontiert. Bezeichnend ist, dass in den inzwischen aus verschiedenen Perspektiven erfolgten Systematisierungsversuchen des praxeologischen Feldes immer wieder unterschiedliche AutorInnen in diesen Kontext gestellt oder besonders hervorgehoben werden. Es wird daher nötig sein, zunächst einen Überblick über diese Theoriebewegung zu geben und ihre Basisannahmen zu skizzieren.

1.1 Praxistheorie

Das junge Feld der Praxistheorien umfasst Ansätze, die in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen beheimatet sind, unter anderem in der (Sozial-)Anthropologie, der Philosophie und der Soziologie. Die disziplinäre Bandbreite der Ansätze ist sicherlich ein wesentlicher Grund für die Heterogenität des Feldes, das von Theodore Schatzki als »loose, but nevertheless definable movement of thought« bezeichnet worden ist. Während Pierre Bourdieu mit seiner *Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle* (1972) die Bezeichnung »Theorie der Praxis« für seine eigene theoretische Position eingeführt hat, findet sich die erste in den Annalen praxeologischer Theoriegeschichtsschreibung verbürgte Verwendung des Begriffs »practice theory« für einen Korpus von Theorien bei der Anthropologin Sherry Ortner. In ihrem wegweisenden Aufsatz *Theory in Anthropology since the Sixties* (1984) fasst sie insbesondere die Arbeiten von Pierre Bourdieu, Anthony Giddens und dem Anthropologen Marshall Sahlins darunter zusammen. Schon Ortner – obgleich sie in ihrem Aufsatz noch nicht auf den vollen Umfang der Ansätze eingeht, die heute zum Kontext der Praxistheorie gezählt werden – stellt fest: »The practice approach is diverse, and I will not attempt to compare and contrast its many strands.« Ortner bestimmt bereits eine Reihe von Charakteristika praxeologischer Theoriebildung, wobei das Konzept von ihr aller-

dings leicht divergierend verwendet wird Sie hebt erstmals die Bedeutung dieser theoretischen Strömung für die zeitgenössische Theoriebildung hervor.

Gut fünfundzwanzig Jahre später scheinen sich praxistheoretische Ansätze als sozialwissenschaftliches Paradigma etabliert zu haben. Ein untrügliches Zeichen dafür ist, dass bereits Anfang des letzten Jahrzehnts der *practice turn* oder *practical turn* ausgerufen wurde. Des Weiteren sind einige grundlegende Arbeiten zur Genealogie und Charakteristik des praxeologischen Theoriefeldes entstanden, die teils historisch und teils theorievergleichend angelegt sind. Überdies sind diverse englisch- und deutschsprachige Sammelbände erschienen. Die einzelnen VertreterInnen praxistheoretischer Ansätze – und damit auch die in diesem Buch behandelten AutorInnen – werden intensiv in den verschiedensten Disziplinen rezipiert, sodass bereits ein umfangreicher Korpus an Literatur vorliegt.

Die Relevanz praxeologischer Ansätze für die Sozialwissenschaften zeigt sich außerdem in unterschiedlichen Feldern und Forschungsprogrammen. Inzwischen lassen sich eine Reihe sozialwissenschaftlicher Felder identifizieren, in denen ein praxeologisches Vokabular forschungsleitend ist: die Wissenschaftsforschung, die Techniksoziologie, die Arbeits- und Organisationsforschung, die Politikwissenschaft, die Umweltforschung, die Gender Studies, die Kulturosoziologie sowie die Subjektanalyse.

Nicht nur die empirischen Kontexte, in denen praxeologisch geforscht wird, sind divers. Auch die Frage, welche TheoretikerInnen als VertreterInnen einer praxeologischen Herangehensweise gewertet werden können, hat bisher ebenso viele Antworten gefunden wie es Versuche gibt, das Feld der Praxistheorien zu systematisieren. Als zentrale Figuren werden meist Pierre Bourdieu, Anthony Giddens und Charles Taylor genannt. Allerdings gibt es bereits bei diesen Schlüsselautoren bei weitem keine Übereinstimmung. So wird etwa Anthony Giddens in Reckwitz' *Transformation der Kulturtheorien* noch nicht diskutiert und erst in *Grundelemente einer Theorie der Praxis* in den Kanon aufgenommen, während Pierre Bourdieu in Rouses Überblick zwar als prominenter Vertreter genannt wird, jedoch nur am Rand der Auseinandersetzung steht. Dabei widmet Rouse dem Habituskonzept, das sonst oft als paradigmatische praxistheoretische Position angeführt wird, auch einige kritische Bemerkungen. Charles Taylor erscheint vor allem für die philosophische Auseinandersetzung relevant und hat in der soziologischen Debatte wenig Anknüpfungspunkte gefunden; Giddens wiederum wird in der Philosophie kaum rezipiert. Neben diesen drei zentralen Autoren sind auch die sozialtheoretische Ontologie Theodore R. Schatzkis sowie die Arbeiten von Harold Garfinkel bzw. der Ethnomethodologie Teil der praxeologischen Diskussion. Schließlich wird die Auffassung, dass die Arbeiten von Michel Foucault und Judith Butler als praxistheoretische Ansätze zu verstehen sind, in einer Vielzahl von Beiträgen geteilt. Daneben sind einzelnen Einschätzungen zufolge eine Reihe von weiteren Autoren in den Kontext der Praxistheorie gestellt worden: Bruno Latour bzw. die Akteur-Netzwerktheorie bei Hillebrandt, Reckwitz und Schmidt; Marshall Sahlins bei Ortner; Luc Boltanski, Laurent Thévenot und Michel de Certeau bei Reckwitz; Michael Oakeshott, Michael Polanyi und Alasdair MacIntyre bei Rouse; Hans Joas bei Reckwitz und Moebius sowie Marcel Mauss bei Moebius und Hillebrandt. Aus dieser Übersicht wird zum einen ersichtlich, dass es sich bei den Praxistheorien um ein Feld mit unscharfen Rändern handelt, über dessen Grenzen bei Weitem kein Konsens herrscht. Zum anderen wird deutlich, dass für diese Untersuchung mit Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Judith Butler und Bruno Latour ein Querschnitt von AutorInnen ausgewählt worden ist, die sich im Zentrum, in der engeren Diskussion sowie am Rand der Auseinandersetzung befinden.

1.1.1 Basisannahmen der Praxistheorie

Die größte Herausforderung bei einer Diskussion von Praxistheorien als eigenständigem theoretischen Feld ist sicherlich dessen Heterogenität. Diese zeichnet sich bereits an den divergierenden Einschätzungen bezüglich der zugehörigen AutorInnen ab. Es ist folglich schwierig, eine übergreifende Definition von Praxistheorie aufzustellen. Die Möglichkeit, die Position eines einzelnen Autors als Maßstab zu verwenden, um andere AutorInnen daran abzugleichen, entfällt, da keine Figur so zentral gestellt werden kann, dass diese Vorgehensweise gerechtfertigt wäre. In jedem Systematisierungsversuch, der einen Überblick über das Feld zu geben sucht, wird schließlich zentral auch auf Differenzen der Ansätze verwiesen. Wenn daher im Verlauf der folgenden Untersuchung stellenweise verkürzt von »der« Praxistheorie oder Praxeologie gesprochen wird, so ist immer zu bedenken, dass diese Einheit das Ergebnis einer definitorischen Arbeit ist, die inhaltliche Nähe erst herstellt. Diese Strategie ist notwendig, um das Feld der Praxistheorien als eigenständige interdisziplinäre und sozialwissenschaftliche Theoriebewegung zu erfassen; und in diesem Rahmen erscheint es legitim, die Ähnlichkeiten der behandelten Ansätze – etwa auch bezüglich der von ihnen zurückgewiesenen Konzepte – zu betonen. Wie sind nun die Gemeinsamkeiten der praxistheoretischen Ansätze zu charakterisieren? Welche theoretischen Probleme und Lösungsvorschläge teilen sie?

Zunächst lassen sich verschiedene (sozial-)philosophische Wurzeln identifizieren, die den Hintergrund für die Entwicklung der Praxistheorie bilden: zu nennen sind hier Aristoteles' und Karl Marx' Praxisbegriffe, der amerikanische Pragmatismus, Martin Heideggers *Sein und Zeit* und die Spätphilosophie Ludwig Wittgensteins, insbesondere die *Philosophischen Untersuchungen*. Zum Einfluss des Praxisbegriffs von Aristoteles auf aktuelle praxeologische Ansätze findet sich wenig Literatur. Die Praxisperspektive von Karl Marx traf sowohl in der Arbeit von Anthony Giddens als auch bei Pierre Bourdieu auf Resonanz. Auf die Bedeutung des Pragmatismus ist schon mehrfach hingewiesen worden, sie wurde bisher allerdings noch nicht systematisch herausgearbeitet. In den meisten Texten stehen die Einflüsse Heideggers und insbesondere Ludwig Wittgensteins im Zentrum der Aufmerksamkeit Charles Taylor bezieht sich von allen AutorInnen am intensivsten auf Heideggers Philosophie. Auch Giddens und Bourdieu sowie Theodore Schatzki rezipieren Heidegger. Schatzki entwickelt seine sozialtheoretische Ontologie jedoch in erster Linie im ausführlichen Rekurs auf Wittgensteins Spätphilosophie. Darüber hinaus spielt die praxeologische Dimension von Wittgensteins Texten sowohl für Pierre Bourdieus als auch für Anthony Giddens' Arbeiten eine zentrale Rolle. Ebenso ist Michel Foucaults *Archäologie des Wissens* durch Wittgensteins Verständnis vom Regelfolgen als einer Praxis beeinflusst. Bei Judith Butler schließlich steht das Performativitätskonzept im Zentrum, das ebenfalls auf Wittgensteins Gebrauchstheorie der Bedeutung rekurriert.

Grundsätzlich lässt sich jeder Ansatz als Praxistheorie begreifen, in dem »Praktiken« die fundamentale theoretische Kategorie oder den Ausgangspunkt einer empirischen Analyse bilden und der damit eine Reihe etablierter philosophischer und soziologischer Dichotomien zu überwinden sucht: etwa die Differenz zwischen Struktur und Handlung, Subjekt und Objekt, einer Regel und ihrer Anwendung, der Makro- und der Mikro Perspektive sowie zwischen Gesellschaft und Individuum. So will Bourdieus Theorie der Praxis erklärtermaßen eine Verbindung zwischen objektivistischer und subjektivistischer Analyse herstellen und Giddens' Theorie der Strukturierung einen Ausweg aus dem Dualismus von Struktur und Handlung aufzeigen. Mit dem Praxisbegriff werden somit eine Reihe alternativer analytischer Konzepte ersetzt, um ausgehend von einem revidierten Basisvokabular eine neue Perspektive auf das Soziale zu entwickeln. Doch was ist unter dem Praxisbegriff zu verstehen?

Eine praxeologische Perspektive zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass sie Handlungen nicht isoliert betrachtet, sondern als einen Zusammenhang begreift, der bei Schatzki etwa als »field of practices«, »total nexus of interconnected human practices« oder »organized nexus of actions« bezeichnet wird. Eine »Praxis« ist stets in einen Kontext eingebettet und steht in Relation zu anderen Praktiken. Schon die Frage, was überhaupt *eine* oder *dieselbe* Praxis ist, lässt sich daher ausschließlich kontextuell beantworten: »the identity of a practice depends not only on what people do, but also on the significance of those actions and the surroundings in which they occur.« Die Anerkennung der Kontextualität jeglicher Praxis und eine holistische Perspektive auf die Bedeutung von Handlungen sind daher wesentliche Charakteristika des Praxisbegriffs. Einen zentralen Aspekt der Kontextualität von Praxis bildet die Regelmäßigkeit ihrer Hervorbringung: Als »arrays of activity« oder »patterns of performances« sind Praktiken regelmäßige Handlungen, die über ihre Wiederholung miteinander verbunden sind. Auf den Zusammenhang zwischen dem Praxis- und dem Regelbegriff sowie auf das Konzept der Wiederholung wird weiter unten ausführlich eingegangen (Kap. 1.1.3 und 1.3).

Der Praxisbegriff steht in einem familienähnlichen Zusammenhang mit anderen, inhaltlich verbundenen Konzepten, die in unterschiedlichen Ansätzen als leitende analytische Kategorien hervortreten können: »activity [...], performance, use, language-game, customs, habit, skill, know-how, equipment, habitus, tacit knowledge, presupposition, rule, norm, institution, paradigm, framework, tradition, conceptual scheme, worldview, background, and world-picture.« Ergänzen ließen sich noch: Disposition, Kompetenz, Regelfolgen, Ritual, Codes, Formen, Muster oder geteilte Schemata. An dieser Aufzählung wird erneut deutlich, dass der Praxisbegriff sich in einem Feld mit unscharfen Grenzen situiert.

Praxeologische Ansätze begreifen Praxis als den Ort des Sozialen, an dem sich sowohl Gesellschaft als auch Individualität konstituieren, wodurch ein dualistisches Verständnis von zwei getrennten Sphären zurückgewiesen wird. »By virtue of the understandings and intelligibilities they carry, practices are where the realms of sociality and individual mentality/activity are at once organized and linked. Both social order and individuality, in other words, result from practices.« Gesellschaft und Individualität werden in dieser anti-essentialistischen Perspektive als beständige Hervorbringungen sichtbar. Verändern sich die Formen von Praktiken (historisch oder lokal), so verändert sich das »Wesen« der Individualität respektive der Gesellschaft. Gesellschaft erscheint nicht mehr als eine dem Individuum äußerlich gegenüberstehende Totalität, sondern beide konstituieren sich gleichermaßen auf der »flachen« Ebene der Praxis. Dem Begriff der Praxis werden weder das Denken, das Wissen noch die Bedeutung gegenübergestellt, sondern diese fallen vielmehr mit dem Handeln in eins. Praxistheorien lehnen damit große begriffliche Totalitäten und hypostasierte Einheiten ab, wodurch sie sich leichter lokalen Kontexten und Eigenheiten zuwenden sowie Komplexität und Heterogenität besser erfassen können. Zusammenfassend wird also in praxeologischen Positionen der zentrale Ort des Sozialen mit »Praktiken« identifiziert, wodurch die Ansätze konventionelle Dichotomien überwinden und sich für eine relationale und kontextuelle Perspektive öffnen können.

Darüber hinaus wird ein rationalistisches Verständnis des Handelns zurückgewiesen; an die Stelle reflexiver und intentionalistischer Modelle wird ein praktisches Verstehen gesetzt, womit die Nicht-Bewusstheit und Körperlichkeit des Handelns anerkannt wird. Praxistheorien begreifen das Soziale als »field of embodied, materially interwoven practices centrally organized around shared practical understandings«. Obwohl große Einigkeit darüber herrscht, dass praktisches Verstehen und Körperlichkeit fundamentale Dimensionen des Handelns bilden, ist deren Konzeption umstritten. Da in praxeologischer Perspektive »Verstehen«, »Wissen«, »Können« und »Praxis« als verwandte Begriffe

aufgefasst werden, werden unterschiedliche Zugänge gewählt und divergierende Schwerpunkte gesetzt.

Einen Brennpunkt der praxeologischen Diskussion bildet das von Michael Polanyi geprägte Konzept des »tacit knowledge«, meist als »implizites Wissen« übersetzt. Diesem Verständnis zufolge werden Praktiken fundamental als *körperlich lokalisierte* Handlungskompetenzen begriffen. Polanyi rekurriert in seiner einflussreichen wissenschaftstheoretischen Studie auf Gilbert Ryles Unterscheidung von *knowing how* und *knowing that* und formuliert seine viel zitierte Hauptthese, »daß wir mehr wissen, als wir zu sagen wissen«, die ausdrücklich auch für die wissenschaftliche Erkenntnis gilt. Allgemein bezeichnet das Konzept ein Wissen, das sich jenseits der Sagbarkeit befindet und das Handeln bestimmt, ohne dass wir es (vollständig) explizieren könnten. Wesentlich ist dabei die körperliche Verfasstheit impliziten Wissens.

Die Verwendung des Begriffs des »impliziten Wissens« bzw. »tacit knowledge« ist mit mindestens zwei Problemen verbunden: Erstens durchzieht, wie Harry M. Collins pointiert darlegt, ein uneinheitliches Verständnis des Begriffs »tacit« die Diskussion, das besonders deutlich an den verschiedenen möglichen Antonymen illustriert werden kann, die ihm gegenübergestellt werden. So lässt »tacit knowledge« sich einerseits als nicht explizites Wissen begreifen, andererseits aber auch, und darauf verweist Polanyi, als nicht *explizierbares* Wissen. Dadurch zeichnet die Begriffswahl bereits die Kontroversen um das Ausmaß der Explizierbarkeit impliziten Wissens vor. Zweitens fördert der Begriff ein Missverständnis bezüglich seines analytischen Verhältnisses zum Praxiskonzept. Auf keinen Fall sollte der Verweis auf die Existenz »impliziten Wissens« nahe legen, dass dieses eine eigenständige strukturelle Ebene darstellt und dass ein eigener logischer Schritt erforderlich ist, um zwischen implizitem Wissen und beobachtbarer Praxis zu vermitteln. »Implizites Wissen« ist vielmehr als eine analytische Kategorie zu begreifen, die von den ausgeführten Praktiken nicht zu trennen und ausschließlich von diesen her zu erschließen ist.

Das Konzept nimmt in praxeologischen Ansätzen eine unterschiedliche Stellung ein. So bildet »implizites Wissen« etwa in Theodore Schatzkis Sozialontologie keine zentrale Kategorie; stattdessen verwendet er den Begriff »practical understanding«. Andreas Reckwitz definiert »Praktiken« grundsätzlich als inkorporierte Wissensordnungen, als »know-how abhängige und von einem praktischen ›Verstehen‹ zusammengehaltene Verhaltensroutinen, deren Wissen einerseits in den Körpern der handelnden Subjekte ›inkorporiert‹ ist, die andererseits regelmäßig die Form von routinisierten Beziehungen zwischen Subjekten und von ihnen ›verwendeten‹ materialen Artefakten annehmen.« Auf diese Weise verbindet er zum einen die körperliche Materialität inkorporierter Handlungsschemata mit der Materialität von Artefakten, die in Praktiken einbezogen sind. Zum anderen stellt er, wie bereits erwähnt, den Routinebegriff ins Zentrum der Definition. Jede Praxis ist dabei fundamental als »›skillful performance‹ von kompetenten Körpern« zu begreifen, die auf implizitem Wissen beruht.

Die Diskussion kann an dieser Stelle zu einer allgemeinen Definition von Praxistheorie zusammengefasst werden, auch wenn die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen der einzelnen Positionen in Erinnerung zu behalten sind: Praxeologische Ansätze verorten das Soziale fundamental in Praktiken und überwinden konventionelle sozialtheoretische Dichotomien, indem sie praktisches Verstehen, präreflexives Können und inkorporiertes Know-how ins Zentrum ihrer Analysen stellen. Damit ist ihre sozialtheoretische Position sowohl durch ein körperlich-praktisches Verständnis des Handelns gekennzeichnet als auch durch ihren analytischen Standpunkt, Praktiken als Grundelemente des Sozialen zu begreifen.

Praktisches Verstehen kann in praxeologischen Ansätzen unterschiedlich akzentuiert werden. Statt körperlich angeeignete Kompetenzen in den Mittelpunkt zu stellen, können Praktiken selbst als ein kulturell zirkulierendes Repertoire aufgefasst werden, auf

das im praktischen Verstehen zurückgegriffen wird. Damit wird stärker auf die Tatsache fokussiert, dass Praktiken nicht nur *von uns* ausgeführt werden, sondern auch *um uns herum* und historisch *vor uns* existieren. Praktiken sind insofern unabhängig von unserem eigenen Tun, als sie in ihrer Gesamtheit die Kultur bilden, in der wir leben. Rouse formuliert diesen Aspekt wie folgt:

»Practices« thus constitute the background that replaces what earlier wholist theorists would have described as ›culture‹ or ›social structure‹. The relevant social structures and cultural backgrounds are understood dynamically, however, through their continuing reproduction in practice and their transmission to and uptake by new practitioners.«

Diese Perspektive lenkt den Blick auf die Tatsache, dass Praktiken in einer Kultur zirkulieren und aufgegriffen werden. Sie sind daher stets eingebettet in einen übersubjektiven, kollektiven Kontext, für den hier der Begriff »Praxisgeschehen« vorgeschlagen werden soll.

Praxeologische Ansätze können entsprechend leicht divergierende, aber stets miteinander verbundene Perspektiven einnehmen, die entweder die *Verteilung* von Praktiken (etwa in einem Diskurs oder einem Feld) oder die kompetente, körperliche *Ausführung* von Praktiken stärker fokussieren können. Doch unabhängig davon, ob die zirkulierende und subjektivierende Dimension von Praxis oder – mit dem Begriff des »impliziten Wissens« – die inkorporierte Dimension von Praxis betont wird, hängen diese stets zusammen und sind nicht ohne Bezug aufeinander denkbar.

In Bezug auf die Grundannahmen der Praxistheorie lässt sich eine Reihe von Problemkomplexen identifizieren, um die praxeologische Debatten kreisen. Diese betreffen insbesondere vier Aspekte: die bereits erwähnte Konzeption der Körperlichkeit von Praxis, die Relevanz und die Konzeption der Materialität des Sozialen, das Verhältnis zwischen Praktiken und Normativität sowie die Erfassung von Reproduktion und Wandel. In dieser Untersuchung steht die Frage nach der praxeologischen Konzeption von Reproduktion und Transformation im Fokus. Ausgehend von diesem zentralen Interesse werden die Problemkomplexe der Körperlichkeit, Materialität und Normativität des Sozialen erschlossen. Bevor das Interesse an der Konzeption von Stabilität und Instabilität begründet und entfaltet wird (Kap. 1.2), soll jedoch zunächst die Praxistheorie innerhalb der Soziologie und der Kulturtheorien situiert (Kap. 1.1.2), der Praxisbegriff im Kontext von den Konzepten »Regel« und »Norm« diskutiert (Kap. 1.1.3) sowie das Strukturverständnis der Praxistheorie erläutert werden (Kap. 1.1.4).

1.1.2 Praxistheorie im Kontext von Soziologie und Kulturtheorie

Andreas Reckwitz hat in seiner einflussreichen Differenzierung von vier Basisvokabularen des Sozialen die Stellung der Praxistheorien als Element der Kulturtheorien herausgearbeitet und diese von strukturtheoretischen, zweck- sowie normorientierten Ansätzen abgegrenzt. Kulturtheorien unterscheiden sich von anderen sozialtheoretischen Paradigmen dadurch, dass sie den Ort des Sozialen mit dem Sinnhaft-Symbolischen einer Kultur identifizieren. Strukturtheoretische Positionen, zu denen Émile Durkheims Frühwerk, Karl Marx' Historischer Materialismus und Georg Simmels formale Soziologie gerechnet werden können, begreifen das Soziale dagegen als nicht-sinnhafte oder materielle Strukturen. Im Paradigma des *homo oeconomicus*, das individualistische und zweckorientierte Ansätze von der schottischen Moralphilosophie bis zur Rational Choice-Theorie umfasst, wird das Soziale lediglich als Produkt eines Zusammentreffens individueller Akteure und Handlungsziele verstanden. Leitkonzepte bilden hier der Markt oder der Vertrag, die Einzelinteressen und Ressourcenverteilungen vermitteln. Normorientierte Ansätze wie Durkheims Soziologie und Talcott Parsons' normativistische Systemtheorie verorten das Soziale auf der Ebene von Sollens-Regeln, die individuelles Handeln regulieren. Sie knüpfen dabei an das intentionale Modell des *homo oeconomicus* an und ergänzen dieses durch normative, handlungsleitende Regeln. Aus-

gehend von Ralf Dahrendorfs einflussreicher Arbeit zum *homo sociologicus* lassen sich zwei Versionen dieses Paradigmas unterscheiden: Bei Durkheim erscheinen normative Regeln als sanktionierte soziale Erwartungen *außerhalb* der einzelnen Akteure, bei Parsons werden sie als Komplexe internalisierter Werte und Verpflichtungen begriffen, die ihre Kraft aus dem Selbstzwang innerhalb eines Individuums entwickeln und auch unabhängig von sozialen Erwartungen und Sanktionen wirken. Sie bilden Selektionsregeln, die im Sinne von Geboten und Verboten dem Individuum angeben, welche seiner denkbaren Handlungen tatsächlich gewählt werden dürfen. In diesem Paradigma wird das Modell eines an Verpflichtungen orientierten Handelns vertreten, bei dem den subjektiven Wünschen des Individuums gesellschaftliche Erwartungen und Pflichten gegenüberstehen, die dieses einschränken. Von Durkheim bis Dahrendorf wird diese Innen/Außen-Differenzierung von subjektiven Neigungen des Handelnden und äußeren Ansprüchen der sozialen Umwelt vertreten. Nicht die Regelmäßigkeit, die einem Handeln immanent ist, bildet hier das fundamentale Modell soziologischer Erklärung, sondern ein Innen/Außen-Dualismus zwischen Individuum und Gesellschaft, wobei diese jenem als Bündel von Erwartungen und Vorschriften in Form von Rollen gegenübertritt.

An die Stelle der normativen oder regulativen Regeln, die im Paradigma des *homo sociologicus* erkenntnisleitend sind, treten in kulturtheoretischen Ansätzen sogenannte konstitutive Regeln. Diese erlangen nur im Kontext einer symbolisch-sinnhaften Wissensordnung bzw. einer gemeinsamen geteilten Kultur Bedeutung. In der Perspektive der Kulturtheorien bilden Normen nicht die Erklärung für die Regelmäßigkeit des Handelns, sondern es »erscheint [...] seinerseits erklärungsbedürftig, welche Sinnmuster sie möglich machen.« Damit weisen die Kulturtheorien eine analytische Orientierung an Normen zurück und fokussieren stattdessen kulturelle Wissensordnungen. Andreas Reckwitz differenziert die Kulturtheorien in mentalistische und textualistische Ansätze sowie Theorien sozialer Praktiken. Während mentalistische Positionen, zu denen Reckwitz Max Weber, den klassischen Strukturalismus, Claude Lévi-Strauss und Alfred Schütz zählt, die kulturellen Symbolsysteme in Form mentaler Strukturen oder kognitiver Schemata im menschlichen Geist lokalisieren, identifizieren textualistische Ansätze wie Foucaults strukturalistische Archäologie, Luhmanns Systemtheorie oder die Beiträge von Roland Barthes und Clifford Geertz das Soziale auf der Ebene von Texten, Diskursen oder Kommunikation. Im Unterschied zu diesen Paradigmen verorten Praxistheorien, wie oben bereits ausgeführt, das Soziale zwar in kulturellen und symbolisch-sinnhaften Wissensordnungen, allerdings nicht auf der Ebene des Geistes oder von Texten – sie situieren es als praktisches Können und Verstehen in einem Feld sozialer Praktiken.

Praxistheorien bilden damit Teil einer Entwicklung der Sozialtheorie, die wesentliche Anstöße aus der Kulturtheorie und -soziologie aufgenommen hat. Der *practice turn* als Praxeologisierungsbewegung der Theoriebildung kann im Kontext einer umfassenderen Neuorientierungswelle in den Kulturwissenschaften und einer kulturellen Neukonzeption sozialwissenschaftlicher Disziplinen begriffen werden. So ließe er sich allgemein in den *cultural turn* der Sozialwissenschaften einordnen und darüber hinaus mit dem *performative turn*, dem *body turn* und dem *material turn* kontextualisieren.

Als ein Forschungsprogramm, das die symbolische mit der nicht-sprachlichen Dimension des Handelns verbindet, lösen Praxistheorien zunehmend die in den 1970er Jahren dominanten »Kultur als Text«-Ansätze ab. Zu dieser Bewegung hat auch der *performative turn* beigetragen, dessen Ursprung in der Sprachphilosophie liegt, der jedoch insbesondere in der Kulturtheorie interdisziplinär Anschlüsse gefunden hat. Als eine theoretische Perspektive, die besonders auf die *körperliche* Dimension sozialen Handelns aufmerksam macht, ist die Praxistheorie auch Teil eines übergreifenden *body turns* in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Er ist durch eine (Wieder-)Entdeckung körperlicher Aspekte des Sozialen gekennzeichnet. Insbesondere ab der Jahrtausendwende ist dazu

eine Reihe programmatischer Überblicks- und Sammelbände in der angloamerikanischen sowie in der deutschsprachigen Soziologie erschienen. Einen entscheidenden Impuls für die verstärkte Beschäftigung mit dem Körper lieferte die feministische Theorie. Zentrale deutschsprachige Studien, die je spezifisch auf die Relevanz von Körperlichkeit verweisen, sind bereits seit den 1990er Jahren entstanden. Der genuine Beitrag der Praxistheorien wurde dabei jedoch noch nicht umfassend erkannt. So mahnt etwa Markus Schroer (mit Hans Joas u.#a.) zwar den Einbezug des Körpers in der Handlungstheorie an, versäumt dabei jedoch eine Diskussion des praxistheoretischen Feldes. Schließlich, insofern die Praxistheorien sich – wenn auch in unterschiedlichem Maße – gegenüber dem Einfluss der Dinge auf die Sozialität geöffnet haben, lassen sie sich auch als Teil einer Bewegung begreifen, die im Rahmen eines *material turn* den genuine Beitrag von Artefakten zur sozialen Ordnung anzuerkennen und theoretisch zu erfassen sucht.

1.1.3 Der Praxisbegriff im Kontext von »Regel« und »Norm«

Ein wesentlicher Impuls für die praxeologische Theoriebildung ist das Regelverständnis, das Ludwig Wittgenstein in seiner Spätphilosophie entwickelt hat. Während die sozialtheoretischen Modelle des *homo oeconomicus* und des *homo sociologicus* Regeln als autonome Entitäten betrachten, die Handlungen von außen determinieren, teilen Praxistheorien Wittgensteins konstitutives Regelverständnis. Im Folgenden soll anhand einer Diskussion seiner Thesen zum einen verdeutlicht werden, wie der Regelbegriff in der Praxistheorie verwendet wird; zum anderen soll aufgezeigt werden, inwiefern sich diese Verwendung vom Normbegriff und dem normorientierten Paradigma des *homo sociologicus* unterscheidet. Damit wird das praxeologische Regelverständnis ausgehend von einer Position entwickelt, die in den folgenden Kapiteln zwar nicht im Zentrum der Auseinandersetzung steht, deren Resonanzen jedoch in den betrachteten Ansätzen identifizierbar sind.

Der Rekurs auf Wittgenstein erfolgt hier aus drei Gründen: Erstens ist Wittgensteins Konzept des Regelfolgens in der philosophischen und sozialtheoretischen Debatte eminent einflussreich gewesen. Zweitens bildet Wittgenstein, wie bereits erwähnt, einen wesentlichen Bezugspunkt für eine Reihe praxeologischer Ansätze. Damit soll freilich nicht unterstellt werden, dass alle in dieser Studie diskutierten Ansätze direkt an Wittgensteins Konzept des Regelfolgens anschließen. Vielmehr soll drittens durch die Auseinandersetzung mit Wittgenstein eine Grundlage für die folgende Diskussion geschaffen werden, da davon ausgegangen wird, dass die Einsichten von Wittgensteins Spätwerk für das Verständnis sowohl der Praxistheorie allgemein als auch der hier diskutierten Ansätze im Speziellen entscheidend sind.

Wittgenstein entfaltet seine Überlegungen zum Regelbegriff im Kontext seiner sozialphilosophischen Gebrauchstheorie der Bedeutung in den *Philosophischen Untersuchungen* und hebt dabei auf den Praxischarakter und auf die soziale Dimension des Regelfolgens ab. Unter regelfolgendem Verhalten versteht Wittgenstein regelmäßiges Verhalten, das erlernt und jedem selbst sowie anderen verständlich ist. Regeln können von anderen Gesellschaftsmitgliedern verstanden werden, müssen den Teilnehmenden jedoch nicht bewusst sein, d.#h. man braucht sie nicht ausdrücken zu können. Eine wichtige Rolle spielt dabei das Vorhandensein einer gemeinsamen Kultur oder sozialen Gemeinschaft.

Wichtigstes Kriterium für Regelfolgen ist für Wittgenstein zunächst die Regelmäßigkeit einer Handlung, das heißt wiederholte Handlungen müssen miteinander übereinstimmen, also durch Gleichheit gekennzeichnet sein. Dabei ist, wie er feststellt, das Verständnis des Begriffs »gleich« entscheidend, denn »[d]ie Verwendung des Wortes ›Regel‹ ist mit der Verwendung des Wortes ›gleich‹ verwoben.« »Gleich« meint hier

nicht »identisch«, sondern »familienähnlich«, also durch eine Reihe Gemeinsamkeiten und gradueller Differenzen gekennzeichnet. Diese Regelmäßigkeiten des Handelns sind beobachtbar. Sie müssen als solche wahrgenommen werden können und für andere nachvollziehbar, also erkennbar sein. Regeln können in Form von Hypothesen gebracht werden; anstatt die mehrfach beobachteten Verhaltensregelmäßigkeiten im Einzelnen aufzuzählen, lässt sich also formulieren: »Das Verhalten der Leute folgt (vermutlich) der Regel R.«

Regeln müssen jedoch nicht auf diese Weise expliziert werden, da sie im Alltag selbstverständlich sind – das zweite Kriterium für Regelfolgen. Sowohl von demjenigen, der der Regel folgt, als auch vom Beobachter wird das regelgemäße Vorgehen im Normalfall nicht hinterfragt; es geschieht nicht bewusst: »Wenn ich der Regel folge, wähle ich nicht. Ich folge der Regel *blind*.« Es wird daher auch üblicherweise nicht zum Streit über die Regel oder gar – wie Wittgenstein es so schön formuliert – zu »Tätlichkeiten« kommen. Mit der Erkennbarkeit einer Regelmäßigkeit ist auch ihre Erlernbarkeit als drittes Kriterium verbunden, denn nur was als Regel erkannt wird, kann auch erlernt werden. Die Lernbarkeit (bei Wittgenstein auch: »Abrichtung«) ist zentral für Regelfolgen. Dabei kann Lernen eine explizite Pädagogik oder ein implizites Nachahmen umfassen: »Man lernt das Spiel, indem man zusieht, wie Andere es spielen.« Mit Eike von Savigny kann auf der Grundlage dieser drei zentralen Kriterien zusammenfassend definiert werden, dass »regelmäßiges Verhalten mehrerer Leute [...] regelfolgendes Verhalten [ist], wenn es jedem jeweils für ihn selbst und für die anderen selbstverständlich ist und eine erlernbare Leistung darstellt«.

Die Lernbarkeit einer Regel impliziert dabei sowohl, dass Fehler passieren können, als auch, dass es zu Korrekturverhalten durch Andere kommen kann. »Wenn es möglich ist, von jemandem zu sagen, daß er eine Regel befolgt, so bedeutet dies, daß man fragen kann, ob er das, was er tut, richtig tut oder nicht.« Es ist also grundsätzlich möglich, dass ein Verhalten in Bezug auf das Befolgen einer Regel als fehlerhaft empfunden wird, als Verstoß gegen ein als richtig Etabliertes. Die Empfindung eines Fehlers ist wiederum vom Vorhandensein anderer Menschen und deren korrigierend eingreifenden Handlungen abhängig. »Allein der Kontakt mit anderen Individuen ermöglicht die äußere Kontrolle der Handlungen eines Menschen, von welcher die Etablierung eines Standards nicht zu trennen ist.« An die Stelle des Begriffs der Gesellschaft tritt bei Wittgenstein die »Lebensform« als Gesamtheit von sprachlichen und nicht-sprachlichen Praktiken; die Begriffe »Kultur« und »Lebensform« werden von Wittgenstein teilweise synonym verwendet. Zusammenfassend ist regelfolgendes Handeln in Wittgensteins Sozialphilosophie durch folgende Kriterien gekennzeichnet: Regelmäßigkeit, Selbstverständlichkeit, Lernbarkeit sowie die Möglichkeit, Fehler zu machen, und das Vorhandensein von Gesellschaft.

Regeln sind nach Wittgenstein konstitutiv durch eine Unschärfe gekennzeichnet. Dies verdeutlicht er am Beispiel des Wegweisers. Wittgenstein stützt sich auf die Beobachtung, dass ein Wegweiser die zu verfolgende Richtung niemals *exakt* anzeigt. Vielmehr kann ich, nachdem ich ihn passiert habe, in Zweifel geraten, ob ich mich noch auf dem richtigen Weg befinde. Selbst eine Kette von Wegweisern wäre immer noch offen für verschiedene Deutungsmöglichkeiten. Diese Unschärfe stellt jedoch kein Problem dar, solange der Wegweiser unter normalen Umständen seinen Zweck erfüllt. Bezogen auf seine Gebrauchstheorie der Sprache zeigt dieses Beispiel, dass Sprache auch ohne die absolut genaue Bestimmung einer Bedeutung funktioniert, ja, dass ein Ideal der Genauigkeit weder vorgesehen ist noch hilfreich wäre. Vielmehr erscheint Wittgenstein die Unschärfe konstitutiv für die Funktionsfähigkeit von Regeln. Es gibt daher Wittgenstein zufolge auch »keine scharfe Grenze zwischen einem regellosen und einem systematischen Fehler«, sondern ausschließlich graduelle Unterschiede.

Im Zentrum von Wittgensteins Verständnis des Regelfolgens steht der Praxisbegriff: »[D]er Regel folgen« ist eine Praxis.« Regelfolgen stellt ein Können dar, ein *know how*, das auf einem sozial angeeigneten Wissen beruht. Wissen, Können, eine Technik beherrschen, Verstehen, Praxis und Regelfolgen sind Wittgenstein zufolge verwandte Begriffe. Entsprechend umfasst Wittgensteins einflussreicher Begriff des »Sprachspiels«, der in Verbindung mit den Überlegungen zum Regelfolgen steht, Äußerungen und Tätigkeiten, also verbale und nonverbale Handlungen und versteht diese als eng miteinander »verwoben«. Die praktische Dimension des Regelfolgens ist eine zentrale Einsicht von Wittgensteins Gebrauchstheorie der Sprache, deren Konsequenzen nicht zu unterschätzen sind und die die Sozialtheorie entscheidend bereichert hat.

Praxeologische Ansätze teilen Wittgensteins Auffassung des Regelfolgens und weisen die Konzeption autonomer oder »regulativer« Regeln zurück, die den Paradigmen des *homo oeconomicus* und des *homo sociologicus* zugrunde liegt. PraxistheoretikerInnen folgen Wittgenstein darin, dass eine Regel nicht unabhängig von der Praxis zu denken ist: »Eine Regel bzw. ihre Formulierung oder Repräsentation *als solche* kann nicht bestimmen, welches Verhalten mit ihr übereinstimmt; sie leistet dies nur vor dem Hintergrund etablierter Reaktionen, Praktiken, Gepflogenheiten und Institutionen«. Sie ist keine autonome Entität, sondern findet sich ausschließlich in der Praxis. Da somit ein Zusammenhang zwischen der Praxisimmanenz und der Produktivität von Regeln besteht, kann dieses Regelverständnis als »konstitutiv« bezeichnet werden: Regeln sind insofern konstitutiv, als sie der Produktion derjenigen Interessen und Handlungen immanent sind, die sie vorgeblich erst regulieren. Der Eindruck, dass eine Regel im Voraus bereits alle ihre zukünftigen Anwendungen bestimmt, ist lediglich eine Illusion, die auf der Selbstverständlichkeit der Regel im Handlungsablauf beruht und erst im Rückblick entsteht. Dementsprechend zwingt eine Regel Wittgenstein zufolge die Handelnden nicht im logischen Sinne zur Fortsetzung einer bestimmten Handlung (wie er am Beispiel der Fortsetzung einer mathematischen Reihe zeigt), sondern sie ist im »psychologisch-empirischen Sinne« abhängig von den erhaltenen Erklärungen und den Reaktionen auf einen vergangenen Gebrauch und damit stets eingebettet in Intersubjektivität und Gesellschaft. Wenn wir also von »Regeln« sprechen, so meinen wir damit Regelmäßigkeiten, die wir im Verhalten anderer oder bei uns selbst *festgestellt* haben und die sich *am* richtigen oder falschen Verhalten *zeigen*.

Die sozialtheoretischen Konsequenzen von Wittgensteins Erkenntnis der praktischen Existenz von Regeln lassen sich auch mit dem soziologischen Normbegriff in Beziehung setzen. Dabei löst, wie Klaus Puhl feststellt, der Praxis- den Normbegriff als zentrale Kategorie für das Verständnis des Sozialen ab: »Da Regeln nur in Abhängigkeit von kontingenten Gepflogenheiten, etablierten Reaktionen und Institutionen eine normative Kraft zukommt, sind es letztlich die soziale Praxis und die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse, die durchsetzen, was als gleiches oder abweichendes Verhalten gilt und was entsprechend sanktioniert oder belohnt wird.« Aus Wittgensteins Spätphilosophie folgt demnach eine praxeologische Perspektive, die den Normbegriff als nachgeordnete Kategorie versteht und stattdessen Praktiken – und folglich ein konstitutives Regelverständnis – ins Zentrum stellt. Pointiert ließe sich zur Abgrenzung der Positionen formulieren, dass im Paradigma des *homo sociologicus* Handlungen ausgehend von Normen begriffen werden, während in praxeologischen Ansätzen Normen ausgehend von Praktiken verstanden werden.

Im Anschluss an Wittgensteins Praxisverständnis stellt sich auch die Frage nach der Ordnung des Sozialen neu, die nun nicht mehr durch starre Normen garantiert werden kann. Vielmehr kommt die Fragilität und Instabilität des Verhältnisses von Norm und Abweichung deutlicher zum Vorschein, weil »in die Art und Weise, wie die soziale Ordnung zustande kommt, ihre Infragestellung und ›Störung‹ schon angelegt oder ›eingebaut‹ und keine ihr äußerliche Bedrohung« ist. Wenn Regeln keine starren, äußerli-

chen Komplexe sind, die Verhalten determinieren, dann besteht in jeder Situation immer auch die Möglichkeit des Scheiterns, der Abweichung, der Übertretung von Regeln, des Fehlermachens. Die sozialtheoretische Perspektive wird so auf die vielfältige Konstitution und wiederholte Aufrechterhaltung von Regeln in der Praxis gelenkt. Dadurch lässt sich im Ausgang von Wittgensteins Philosophie bereits das Problem der Ordnung entwickeln, das den Interessenschwerpunkt dieser Untersuchung bildet. Dieses Problem wird im übernächsten Abschnitt genauer eingeführt, in dem die Frage nach der Konzeption von Stabilität und Instabilität in der Praxistheorie allgemein beleuchtet wird (Kap. 1.2). Die praxeologischen Charakteristika, die hier exemplarisch als Konsequenzen aus Wittgensteins Verständnis des Regelfolgens entwickelt worden sind, werden im weiteren Verlauf anhand der zu diskutierenden Positionen eingehend erörtert. Mit einer praxeologischen Regelkonzeption ist auch ein spezifisches Verständnis von Struktur verbunden, das im Folgenden herausgearbeitet sowie mit der poststrukturalistischen Kritik am Strukturbegriff kontextualisiert werden soll.

1.1.4 Strukturbegriff und Nähe zum Poststrukturalismus

Bei der Identifikation ihrer Basisannahmen sowie bei der Verortung der Praxistheorie im Kontext von Soziologie und Kulturtheorie ist bereits angeklungen, dass sie in einem spezifischen Verhältnis zur Kategorie der Struktur steht. Anthony Giddens' Theorie der Strukturierung bildet hier sicherlich den Beitrag zur Praxistheorie, der sie am umfassendsten aus einer Kritik und Reformulierung des Strukturbegriffs entwickelt. Daher nimmt dieser bei Giddens gegenüber dem der Praxis eine dominante konzeptuelle Rolle ein. Im Zentrum der Theorie der Strukturierung steht das Konzept der Dualität der Struktur, mit dem der Dualismus zwischen Struktur und Handeln sowie die Innen/Außen-Differenzierung zwischen Individuum und Gesellschaft überwunden und ersetzt werden sollen. Dabei werden Handeln und Struktur als einander rekursiv konstituierende Dimensionen begriffen, wobei die Akteure die Bedingungen für ihr Handeln in ihrer Praxis reproduzieren. Struktur wird somit wesentlich temporal gedacht. Strukturmomente bestehen Giddens zufolge dann, wenn »Beziehungen über Zeit und Raum hinweg stabilisiert werden.« Struktur wird auf diese Weise als regelmäßige und stabile Hervorbringung, als ein raumzeitliches Phänomen begriffen, das sich sowohl in den Praktiken der Akteure als auch in den körperlich angeeigneten »Erinnerungsspuren« realisiert, die diese Praktiken orientieren. Der Begriff der »Erinnerungsspur« ließe sich dabei mit der in anderen praxeologischen Ansätzen bevorzugt verwendeten Kategorie des »impliziten Wissens« übersetzen. Im Zusammenhang mit der Körperlichkeit der Praxis nimmt, wie eingangs bereits erwähnt, der Routinebegriff eine zentrale Stellung in Giddens' Theorie ein: »Routinisierte Praktiken sind der wichtigste Ausdruck der Dualität der Struktur in Bezug auf die Kontinuität sozialen Lebens.«

Mit dem Ansatz von Giddens sind eine Reihe analytischer Konsequenzen verbunden: Erstens wird der Strukturbegriff nicht mit Zwang identifiziert, da Handeln durch Strukturen nicht bloß eingeschränkt, sondern überhaupt erst ermöglicht wird. Zweitens begreift Giddens Handlungen nicht als diskrete und isolierte Elemente; stattdessen wird ein kontextuelles Verständnis von Handlungen als Praktiken vertreten, da soziale Aktivitäten je spezifisch räumlich und zeitlich gerahmt sind. Drittens unterliegt das Handeln der Subjekte Giddens zufolge einem praktischen Bewusstsein, dessen Reflexivität Grenzen gesetzt sind. So können Akteure zwar auf Nachfrage Gründe für ihr Handeln angeben, dieses Reflexionsvermögen bildet jedoch im Alltag nicht den Normalfall, ist stets in soziale Praktiken eingebunden und auch durch das körperliche Unbewusste begrenzt. Viertens schließlich ist neben dieser Körperlichkeit stets die Räumlichkeit und Zeitlichkeit des Sozialen analytisch einzubeziehen. Für Giddens' Theorie der Strukturierung besteht daher zusammenfassend »[d]as zentrale Forschungsfeld der Sozialwissen-

schaften [...] weder in der Erfahrung des individuellen Akteurs noch in der Existenz irgendeiner gesellschaftlichen Totalität, sondern in den über Zeit und Raum geregelten gesellschaftlichen Praktiken.« Damit grenzt Giddens sich sowohl von funktionalistischen und strukturalistischen Positionen ab, die Strukturen im Außen der Subjekte verorten, als auch von hermeneutischen, phänomenologischen und interpretativen Ansätzen, bei denen subjektive Erfahrungen und Interpretationen des Sozialen den Ausgangspunkt der Betrachtung bilden. Von beiden Perspektiven übernimmt Giddens jedoch auch zentrale Einsichten und gelangt zu einer Neukonzeption des Strukturbegriffs, die für praxeologische Ansätze in ihrer Überwindung des Dualismus von Struktur und Handeln sowie in ihrem Verweis auf die Körperlichkeit, Kontextualität, Räumlichkeit und Zeitlichkeit des Sozialen paradigmatisch ist. Mit dem Konzept der Dualität der Struktur entwickelt Giddens einen prozessorientierten Strukturbegriff, in dem die Praktiken der Akteure Ereignisse darstellen, die Strukturmomente als raumzeitliche Kontinuität erzeugen. Die Praxistheorie trifft sich dabei in Teilen mit kritischen Reformulierungen des Strukturverständnisses durch poststrukturalistische Ansätze.

Unter dem Begriff »Poststrukturalismus« wird eine Reihe theoretischer Entwicklungen zusammengefasst, deren gemeinsamer Bezugspunkt eine kritische Auseinandersetzung mit strukturalistischen Positionen bildet. Im Strukturalismus zielte die Kulturanalyse auf die Identifikation konstitutiver Strukturen, die verschiedenen Phänomenen als abstrakte und geschlossene Zeichen- und Regelsysteme zugrunde liegen. Sie wurden als überzeitlich begriffen und daher synchron, d.h. ahistorisch, herausgearbeitet. Dabei vertrat bereits der Strukturalismus ein Denken in Relationen, dessen Verfahren in der Zerlegung eines Phänomens in einzelne Elemente und dem daran anschließenden Studium ihrer Differenzbeziehungen besteht. Mit dieser Perspektive ist eine theoretische Dezentrierung des Subjekts verbunden, durch die eine an den individuellen Intentionen von Handelnden orientierte Analyse überwunden wird. Hierin liegen sowohl fundamentale Gemeinsamkeiten strukturalistischer Positionen mit Giddens' Theorie der Strukturierung als auch mit Wittgensteins Konzeption von Bedeutung und Regelfolgen. Die grundlegende strukturalistische Analysehaltung der Relationalität und der Dezentrierung des Subjekts charakterisiert auch noch ihre späteren kritischen Reformulierungen durch den Poststrukturalismus. Ab Ende der 1960er Jahre formieren sich in der Philosophie, die durch den *linguistic turn* nun eine sprachtheoretische Wendung vollzogen hat, vielfältige Beiträge, die den Strukturalismus weiterentwickeln und radikalisieren. Die Ansätze, etwa von Jacques Derrida, Gilles Deleuze, Michel Foucault, Jean-François Lyotard oder Roland Barthes, sind sehr heterogen. Als wesentliche konzeptuelle Neuorientierungen gegenüber dem Strukturalismus lassen sich mit Stephan Moebius und Andreas Reckwitz unter anderem die Verschiebungen hin zum Spiel der Zeichen und zur kulturellen Dynamik, zum konstitutiven Außen und zu den kulturellen Widersprüchen asymmetrischer Differenzmarkierung sowie zur Verzeitlichung und historischen Entuniversalisierung identifizieren. Dabei werden strukturalistische Positionen über sich selbst hinausgeführt, sodass der Poststrukturalismus gleichzeitig in einem Kontinuitäts- und Differenzverhältnis zum Strukturalismus steht, woraus er seine eigentliche Sprengkraft gewinnt.

Im Rahmen der hier verfolgten Fragestellung ist insbesondere die poststrukturalistische Kritik des Strukturbegriffs relevant. Sie besteht darin, Zeitlichkeit und Ereignishaftigkeit als konstitutive Dimensionen von Sprache und Sozialität zu begreifen. In einer Bewegung, die sich von einem geschlossenen Strukturverständnis löst, gelangen poststrukturalistische Ansätze zu einem Konzept von Struktur als einem offenen Prozess. Eine Fixierung von Bedeutungen erscheint ihnen in der Prozesshaftigkeit eines unendlichen Spiels von Zeichen stets aufgeschoben. Der Strukturbegriff wird radikalisiert, dessen totalisierende Tendenzen überwunden. Die poststrukturalistischen Perspektiven ge-

hen von einer Struktur ohne Zentrum aus und betonen deren Unabgeschlossenheit, Offenheit, Mehrdeutigkeit und Unkontrollierbarkeit.

Wesentliche Impulse für diese Perspektive gehen von Jacques Derrida aus. Er begründet die Unmöglichkeit der Schließung von Struktur und die beständige Verschiebung von Sinn mit der Denkfigur des »konstitutiven Außens«, indem er darauf verweist, dass eine Differenzbeziehung zum Anderen für die Identitätsbildung notwendige Voraussetzung ist und dass die Spur des Anderen, die Spur des nur vermeintlich Ausgeschlossenen, daher stets in das Innere einer Struktur eingeschlossen ist. Auf diese Weise unterläuft sich deren Kohärenz selbst, weshalb Struktur als fundamental unabschließbar begriffen werden muss. Letztlich wird daher der Strukturbegriff selbst problematisch und vom Poststrukturalismus parasitär verwendet, da das Denken beweglicher Differenzen die üblichen Konnotationen der Kategorie unterläuft: Sinn wird als unablässiges Spiel der Zeichen begriffen, dessen Dynamik nicht stillzustellen ist; es kommt zu einem Entgleiten und Scheitern von Sinn. Mit seinem Verweis auf die beständige Bewegung der Zeichen betont der Poststrukturalismus sowohl die Zeitlichkeit als auch die Ereignishaftigkeit von Struktur. Dabei liegt für Derrida in jeder Zitation, in jeder Wiederholung eines Zeichens ein ereignishafter Bruch mit seinem Kontext. Diese Wiederholbarkeit eines Zeichens verbindet Derrida in seiner Diskussion der performativen Äußerung, von der er als »der ›ereignishaftesten‹ aller Äußerungsarten« spricht, mit der Ereignishaftigkeit des Sprechens und allgemein des Signifikationsprozesses. Ein Ereignis ist dabei nur als Wiederholung denkbar.

Der Poststrukturalismus und die Praxistheorie treffen sich in ihrer Kritik eines geschlossenen, statischen Strukturbegriffs und weisen die synchrone Perspektive des Strukturalismus zurück. Einer ihrer wesentlichen Berührungspunkte liegt in der Betonung der Zeitlichkeit und Ereignishaftigkeit von Struktur, die zusammen die Prozessorientierung beider Positionen bilden und die über den Strukturalismus hinausweisen. Dem Verständnis von praxeologischen und poststrukturalistischen Ansätzen zufolge ist Struktur ein zeitlicher Verlaufsprozess, der durch Ereignisse hervorgebracht wird. Diese prozessuale Konzeption von Strukturbildung eröffnet dabei grundsätzlich auch die Möglichkeit, die Verschiebung einer Struktur im Ereignis zu denken. Allerdings verweist der Poststrukturalismus anders als die Praxistheorie im Rekurs auf die nicht auszulöschende Spur des Anderen ausdrücklich auf die *konstitutive* Unmöglichkeit, eine Struktur zu schließen. Damit betont er die Radikalität der prozessualen Dynamik von Struktur und Praxis, ja sogar die Unterminierung und Auflösung des Prozesses selbst. Während also nachvollziehbar ist, dass soziologische Ansätze, die poststrukturalistische Impulse aufgreifen, »einen ihrer Abgrenzungspunkte in einem starren und allumfassenden Strukturbegriff [finden], der keinen Raum für Abweichungen, Verschiebungen und Brüche lässt«, ist offen, wie die Praxistheorie die Möglichkeit der Verschiebung einer Struktur im Ereignis konzeptuell erfasst und ausgestaltet.

Damit ist präzise das analytische Interesse dieser Untersuchung angesprochen, in deren Zentrum die Frage nach der Konzeption von Stabilität und Instabilität in praxeologischen Ansätzen steht. Dabei legt die Affinität zwischen praxeologischen und poststrukturalistischen Basisannahmen mit ihrer Betonung der Zeitlichkeit und Ereignishaftigkeit von Struktur – bei all ihrer Differenzen – nahe, poststrukturalistische Perspektiven in die Bearbeitung dieser Frage mit einzubeziehen.

1.2 Stabilität und Instabilität der Praxis

Die Konzeption von Reproduktion und Transformation bildet, wie bereits erwähnt, einen Problemkomplex der Praxistheorie, der bisher noch nicht systematisch und theorievergleichend bearbeitet worden ist. Im Folgenden wird zunächst die Spezifität des pra-

xeologischen Verständnisses von sozialer Ordnung herausgearbeitet, danach wird das Begriffspaar Stabilität/Instabilität eingeführt und schließlich wird auf die bisherige Debatte über praxeologische Positionen zur Stabilität und Instabilität der Praxis verwiesen.

In der Soziologie stehen Fragen nach den Makrostrukturen sozialer Ordnung, nach der Aufrechterhaltung sowie der Auflösung von Ordnungsmustern und nach der Abweichung einzelner Individuen von etablierten Normen im Zentrum des Interesses. Das Problem der Ordnung bildet somit einen Kernbereich soziologischer Forschung und Theoriebildung. Mit dem Interesse an sozialer Ordnung ist eine Reihe von Fragen verbunden, die ein weites Spektrum an thematischen Bezügen umfassen. Sie reichen von der Suche nach Erklärungen für die Statik von Herrschaftsverhältnissen und für die Persistenz von Ungleichheit bis hin zu der Frage, wie sozialer Wandel begründet werden kann. In diesem Zusammenhang kann die Thematik der Ordnung auch mit normativen und ethischen Aspekten verbunden werden, etwa wenn gefragt wird, ob eine gegebene soziale Ordnung harmonisch, ausgewogen oder gerecht ist.

Zur Charakterisierung des praxeologischen Ordnungsverständnisses lassen sich zwei fundamentale Dimensionen soziologischer Konzeptionen von Ordnung herausarbeiten: Erstens können soziologische Ansätze dahingehend differenziert werden, ob sie soziale Ordnung auf das Individuum oder auf die Gesellschaft zurückführen. Während utilitaristische und individualistische Ansätze, die dem Paradigma des *homo oeconomicus* angehören, Ordnung grundsätzlich als Ergebnis der Koordination oder Kooperation zwischen Individuen verstehen, begreifen andere theoretische Ansätze die Herstellung von sozialer Ordnung stets ausgehend von der makrostrukturellen oder gesellschaftlichen Ebene. So verorten marxistische Positionen die Ursache für Ordnung letztlich in den Produktionsverhältnissen, die in der kapitalistischen Gesellschaft durch eine Ungleichverteilung der Produktivkräfte geprägt sind. Im soziologischen Paradigma des *homo sociologicus*, das einer Kritik an utilitaristischen und individualistischen Konzeptionen entspringt, wird soziale Ordnung ausgehend von der Frage begriffen, wie Individuen sich normativen Zwängen der Gesellschaft unterwerfen. Bei Émile Durkheim werden diese Zwänge als soziale Erwartungen außerhalb des Individuums lokalisiert. Parsons begreift sie wiederum als internalisierte Werte und Verpflichtungen, die ihre Kraft aus dem Selbstzwang innerhalb eines Individuums entwickeln und auch unabhängig von sozialen Erwartungen und Sanktionen wirken.

Zweitens lassen sich die Ansätze dahingehend differenzieren, ob sie eher den sozialen Konsens oder die agonistischen Tendenzen der Gesellschaft betonen und damit die Statik oder die Dynamik des Sozialen hervorheben. Während Parsons' normativistischer Funktionalismus wesentlich auf einen moralischen Konsens als Voraussetzung für soziale Ordnung abstellt, ist die marxistische Position grundsätzlich konfliktorientiert, insofern die Gesellschaft als fundamental von Klassenkämpfen gekennzeichnet verstanden wird. Mit dem Anomiebegriff prägte Durkheim in *Der Selbstmord* eine einflussreiche Bezeichnung für eine prekäre Ordnung und eröffnete damit eine Perspektive auf soziale Ungleichgewichte und abweichendes Verhalten. Auch andere Ansätze haben in der Folge ihren Fokus auf Desintegration gelegt und das Aufbrechen stabiler Bindungen untersucht oder sozialen Wandel historisch verfolgt. Entsprechend wurde versucht, Theorien danach zu unterscheiden, ob sie Ordnung oder Transformation bzw. Wandel für erklärungsbedürftig halten. Damit wurde häufig auch die Frage verbunden, ob sie das Soziale eher konsens- oder eher konfliktorientiert begreifen. Dagegen wurde eingewandt, dass auch die soziologischen Klassiker sowohl als Theoretiker der Stabilität wie des Wandels verstanden werden können und dass eine scharfe Trennung zwischen Ordnungs- und Konfliktmodellen überholt erscheint. Letztlich handelt es sich also stets um eine Frage der *Tendenz* zur Betonung eines der beiden Aspekte in den einzelnen Theorien sowie in ihren einflussreichen Interpretationen. Auch die Klassiker des soziologischen Kanons

lassen sich dabei »gegen den Strich lesen«, um die jeweilige »andere Seite der Medaille« in der Rezeption stärker zu betonen.

Ausgehend von den zwei identifizierten Differenzierungen soziologischer Konzeptionen sozialer Ordnung lässt sich nun die Spezifität des praxeologischen Verständnisses herausarbeiten. Während soziologische Ansätze allgemein also entweder individuelle Koordination oder gesellschaftlichen Zwang in das Zentrum der Erklärung stellen, entwerfen Praxistheorien ein ganz anderes Verständnis sozialer Ordnung, die sie in kontinuierlichen, lokalen und praktischen Hervorbringungen verorten. Da sie die Dichotomie von Individuum und Gesellschaft auflösen und das Soziale stattdessen auf der Ebene von Praktiken verorten, wird auch die Entstehung sozialer Ordnung ausgehend von Praktiken konzeptionalisiert: »Both social order and individuality [...] result from practices.« Aus praxeologischer Perspektive geht es dabei um die Frage, inwiefern Ordnung kontinuierlich in alltäglichen Praktiken hergestellt und aufrechterhalten wird. Wie Giddens formuliert: »The true locus of the ›problem of order‹ is [...] of how *continuity of form* is achieved in the day-to-day conduct of social activity.« In dieser Hinsicht haben die interpretativen, interaktionistischen und ethnomethodologischen Ansätze innerhalb der Soziologie den Weg für ein praxeologisches Verständnis von Ordnung geebnet. In der Praxistheorie wird Ordnung fundamental als ein *zeitlicher* Prozess verstanden, der in seinem Verlauf analysiert werden muss. Damit steht die Frage nach der regelmäßigen und gleichförmigen Hervorbringung von Praktiken im Zentrum. Nicht nur sozialer Wandel muss in zeitlicher Hinsicht untersucht werden, auch die relative Stabilität einer sozialen Ordnung muss als regelmäßige und kontinuierliche Hervorbringung in der Zeit, als Verlaufsform begriffen werden. Offen ist jedoch noch, wie sich die Praxistheorie bezüglich der zweiten Dimension der Konzeption sozialer Ordnung situiert – also der Frage nach der Betonung von Statik oder Dynamik.

Zur Diskussion dieses Problems wurde in der vorliegenden Studie das Begriffspaar »Stabilität/Instabilität« gewählt, denn es liefert eine Nomenklatur, die sowohl in den bearbeiteten Ansätzen Pierre Bourdieus, Michel Foucaults, Judith Butlers und Bruno Latours als auch in der Sekundärliteratur Verwendung findet, die jedoch in keinem der Ansätze eine zentrale analytische Stellung einnimmt. Es handelt sich daher um Kategorien, die zur vergleichenden Analyse geeignet erscheinen, ohne dabei die Position eines der behandelten theoretischen Ansätze auf die anderen zu übertragen und diese damit begrifflich zu hegemonialisieren. Die Auswahl der Begriffe »stabil« und »instabil« erfolgt im Hinblick auf die zeitliche Konzeption von Ordnung in der Praxistheorie. Sie rekurren nicht auf die physikalischen Bezeichnungen »stabil«, »labil« und »indifferent«, mit denen *synchron* räumliche Lagepositionen eines Körpers differenziert werden. Dagegen beschreiben die Begriffe in der Verwendung, die hier vertreten werden soll, grundsätzlich *diachrone* Verlaufsformen. Mit dem Begriff »Stabilität« wird im Folgenden die gleichförmige Reproduktion einer Praxis in der Zeit bezeichnet. Wenn damit eine Form von Statik benannt wird, so ist diese stets als kontinuierliche Hervorbringung zu begreifen. Wir sprechen dann umgangssprachlich davon, dass eine Handlung »gleich« ist bzw. bleibt. Der Begriff »Instabilität« bezeichnet dagegen die Verschiebung und die zeitliche Transformation von Praktiken, die auch mit dem Phänomen der Entstehung des Neuen und mit sozialem Wandel verbunden sind. Wie diese Transformationen im Alltag empfunden werden, ist dabei kontextspezifisch und hängt – ebenso wie die Erfahrung von Konstanz – auch von unterschiedlichen Beobachterpositionen ab. Das Begriffspaar »Stabilität/Instabilität« umfasst damit allgemein sowohl die konventionellen Dualismen »Statik/Dynamik« als auch »soziale Reproduktion/sozialer Wandel«. Für sich genommen findet der Begriff »Stabilität« auch in der bisherigen Debatte um die Ordnungskonzeption der Praxistheorie Verwendung, auf die nun genauer eingegangen wird.

Sherry Ortner hat bereits in ihrem wegweisenden Aufsatz von 1984 die Frage nach Reproduktion und Wandel aufgeworfen und es als Aufgabe der Praxistheorie gesehen, »to explain [...] the genesis, reproduction, and change of form and meaning of a given social/cultural whole«. Praxeologische Ansätze schreiben sich dabei in eine seit langem geführte kulturtheoretische Diskussion über das Verhältnis von Statik und Dynamik in der Theoriebildung ein. So wurde teilweise die Tendenz der sozialwissenschaftlichen Theorie kritisiert, Kultur als statisch aufzufassen, während andererseits vor einer Überbetonung ihrer Dynamik gewarnt wurde. Dieser Warnung liegt eine spezifisch soziologische Sorge zugrunde, dass die Beharrungskraft des Sozialen, also seine Fähigkeit zur Reproduktion und damit die Existenz herrschaftssichernder Ungleichheitsverhältnisse unterbewertet werden könnten.

Theodore Schatzki beschreibt die Herausforderung, das Verhältnis von Transformation und Reproduktion zu analysieren, in seiner ersten Studie wie folgt:

»Of course, people often suddenly alter which practices they are engaged in, such that entities can abruptly possess different meanings, anchor different spaces of places, and be acted toward differently. [...] Usually, however, people participate steadily in given practices, meaning that they inhabit a world of stably meaningful objects, events, and people.«

Gerade in diesem augenscheinlich widersprüchlichen Zitat spannt sich die Problematik umfassend auf: Die Praxistheorie muss in der Lage sein, sowohl die allgemeine Beharrungskraft und Stabilität als auch die spontane Transformationsfähigkeit sozialer Praxis analytisch erfassen zu können. Dabei steht der Verweis auf die Reproduktion gesellschaftlicher Verhältnisse dem Interesse gegenüber, auch die Möglichkeiten zu deren politischer Subversion sowie allgemein die schöpferische Kreativität des Handelns zu erfassen. Auch in der deutschsprachigen Diskussion ist die praxeologische Theoriebildung zwischen diesen beiden Polen verortet worden. Obwohl PraxistheoretikerInnen grundsätzlich darin übereinstimmen, dass soziale Regelmäßigkeiten nur innerhalb kontinuierlich reproduzierter Praktiken aufrechterhalten werden, weichen die Auffassungen hinsichtlich der Stabilität von Praktiken beträchtlich voneinander ab. In diesem Zusammenhang ist auf die Vielfalt sowie die historische und kontextuelle Variabilität von Praktiken zu verweisen, die sich empirisch durch fundamental unterschiedliche Grade an Stabilität auszeichnen: »Practices range from ephemeral doings to stable long-term patterns of activity.« Eine universalistische Beantwortung der Frage nach einem »Wesen« von Praktiken verbietet sich daher für praxeologische Ansätze. So stellt Andreas Reckwitz fest: »Statt allgemein ›die‹ Routiniertheit oder ›die‹ Unberechenbarkeit von Praktiken vorauszusetzen, ist zu rekonstruieren, wie sich historisch-lokal spezifische Komplexe von Praktiken durch sehr spezifische Mittel auf ein hohes Maß an Routiniertheit oder auf ein hohes Maß an Unberechenbarkeit festlegen lassen.« Letztlich ist die Charakterisierung einer Praxis als stabil oder instabil daher eine fundamental empirisch zu klärende Feststellung. Auch Joseph Rouse verweist in seinem eher sozialphilosophisch orientierten Überblick über praxeologische Ansätze darauf,

»that different social practices [...] vary in their stability over time, such that the extent to which social practices sustain a relatively stable background for individual action would be a strictly empirical question, admitting of no useful general philosophical treatment apart from characterizing some of the considerations that might generate continuity or change.«

Somit ist die empirische Offenheit der Praxistheorie für die gegebene Vielfalt sozialer Phänomene gerade auch für philosophisch ausgerichtete Konzeptionen zentral. In den Formulierungen von Rouse werden die Position und das Forschungsinteresse der vorliegenden Untersuchung verdichtet charakterisiert. Wenn das Ziel der Theoriediskussion keine abstrakte Festlegung auf eine stabile oder instabile »Natur« von Praktiken sein kann, so muss die Frage nach der Konzeption von Reproduktion und Transformation in der Praxistheorie anders gestellt werden. Hier sind zwei Perspektiven möglich, zwei Wege, die eine praxeologische Theoriearbeit beschreiten kann: Zum einen können Tendenzen der Theorien herausgearbeitet werden, eher die Stabilität oder eher die Instabili-

tät sozialer Praxis zu betonen. Zum anderen können diejenigen Analysekat­egorien iden­ti­fi­ziert und beleuchtet werden, denen in den Ansätzen jeweils die Funktion zugeschrieben wird, soziale Stabilität hervorzubringen – z.#B. Körper, Materialität oder Macht und Norm. Beide Perspektiven sollen in diesem Buch erstmals in das Zentrum einer umfassenden theorievergleichenden Analyse gestellt und in Bezug auf die Positionen von Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Judith Butler und Bruno Latour verfolgt werden. Dabei wird vorgeschlagen, die Problematik des Verhältnisses von Stabilität und Instabilität der Praxis ausgehend vom Begriff der Wiederholung zu erfassen.

1.3 Das Denken der Wiederholung

Wie bereits ausgeführt, versteht die Praxeologie Handlungen als gleichförmig in der Zeit reproduzierte und dadurch von Regelmäßigkeit gekennzeichnete Praxis. Die Erkenntnis, dass Praxis und Regelfolgen mit dem Gebrauch des Wortes »gleich« ver­woben sind, geht auf Wittgenstein zurück (Kap. 1.1.3). Im Alltag wird eine Handlung als »gleich« bezeichnet, wenn in ihrer zeitlichen Wiederkehr eine Regelmäßigkeit iden­ti­fi­ziert wird; dann wird auch davon gesprochen, dass sich eine Handlung wiederholt ereignet hat. Der Wiederholungsbegriff erfasst eine Grundposition der praxeologischen Perspektive: so geht deren Handlungskonzept nicht von isolierten Ausführungen aus, sondern begreift die einzelne Handlung immer schon als Teil übersubjektiv geteilter, kollektiver Praktiken. Entsprechend wird der Wiederholungsbegriff beispielsweise in Giddens' Ansatz verwendet, um den Kern der praxeologischen Konzeption von Regelmäßigkeit zu beschreiben: »Der Wiederholungscharakter von Handlungen, die in gleicher Weise Tag für Tag vollzogen werden, ist die materiale Grundlage für das, was ich das rekursive Wesen des gesellschaftlichen Lebens nenne.« Auch hier wird Wiederholung mit dem Begriff der Gleichheit verbunden. Doch inwiefern sind Wiederholungen von Praktiken als »gleich« zu bezeichnen? Um die Regelmäßigkeit und Stabilität/Instabilität einer Praxis analytisch begreifen zu können, muss das Phänomen der Wiederholung theoretisch beleuchtet werden. Im Folgenden werden dazu unterschiedliche philosophische Konzeptionen von Wiederholung erörtert, um das Denken der Wiederholung für verschiedene Nuancen ihres Verständnisses zu sensibilisieren.

Welche Möglichkeiten bestehen allgemein und abstrakt, Wiederholung zu denken? Auf den ersten Blick ließe sich Wiederholung als Wiederholung des Gleichen mit der Formel $a = a$ abbilden. Dabei stellt sich jedoch ein logisches Problem: Dass man nie zweimal in denselben Fluss steigt, hat schließlich bereits die griechische Philosophie erkannt. Mit dem Sprichwort wird darauf hingewiesen, dass ein Ereignis, das sich wiederholt, nicht dasselbe ist, insofern sich die Bedingungen, unter denen es auftritt, bei seinem Wiederauftreten verändert haben. Mindestens der veränderte Kontext der Wiederholung führt bereits eine Differenz in die Wiederholung ein. Formelhaft lässt sich dies als $a - a'$ schreiben.

Dennoch wird im Alltagsverständnis davon gesprochen, dass bei einer Wiederholung das Gleiche wiederkehrt, und die Identität beider Instanzen einer Wiederholung betont. Das Auftreten einer Wiederholung stellt daher sowohl den Begriff des »Selben« wie auch des »Anderen« infrage und ist folglich in einem Zwischenbereich anzusiedeln. »Daß etwas noch einmal auftritt schließt die reine Andersheit ($a - b$) ebenso aus wie die schlichte, unvermittelte Selbigkeit.« Ebenso setzt die Wiederholung das zeitliche Nacheinander einer Abfolge voraus und fordert dementsprechend eine diachrone Betrachtungsperspektive: $a^t - a^{t+1}$. Das Auftreten eines Ereignisses steht mit seiner vergangenen und möglichen zukünftigen Existenz in Verbindung. Die Betonung der Zeitlichkeit der Wiederholung verweist dabei besonders auf den Spalt zwischen den beiden Instanzen des Auftauchens eines Elements und begreift die »Zeit als eine[n] Vorgang der Ver-

schiebung, der Verzögerung, des Aufschubs, durch den der Wiederholungsprozeß sich weiter verschärft.« Bernhard Waldenfels hat daher pointiert von einem »Paradox der Wiederholung« gesprochen, da die Wiederholung sich dadurch auszeichnet, »Wiederkehr des Ungleichen als eines Gleichen« zu sein. Dieses Paradox steht auch im Zentrum der poststrukturalistischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Wiederholung. Die Relevanz dieser Perspektive für das Verständnis von Wiederholung ergibt sich aus den inhaltlichen Überschneidungen zwischen der praxeologischen und der poststrukturalistischen Kritik und Reformulierung des Strukturbegriffs.

1.3.1 Poststrukturalistische Perspektiven

Aus einer poststrukturalistischen Perspektive haben sich insbesondere Jacques Derrida und Gilles Deleuze mit der Logik von Wiederholung und Differenz beschäftigt. Die Ansätze stimmen in ihrer Kritik der Identitätslogik sowie in der Betonung des Differenzbegriffs überein. Jacques Derridas Philosophie der Differenz folgt der Kritik des identifizierenden Denkens, die bereits von Theodor W. Adorno vertreten wurde. Sein Versuch, »die Differenz zu denken«, also das Andere, Verschiedenartige nicht auf das Gleiche zurückzuführen, steht im Kontext einer umfassenden Kritik der metaphysischen Fundierung des Denkens. Ausgehend von der These, dass philosophische Kategorien wie »Begründung«, »Prinzip« oder »Zentrum« letztlich Synonyme für »Präsenz« sind und dass sie als metaphysische Begriffe ein in dichotomen Begriffspaaren organisiertes Denksystem tragen, das stets derjenigen Einheit mit größerer Nähe zur Präsenz oder Unmittelbarkeit eine höhere Bedeutung zuweist, formuliert Derrida eine Kritik am Präsenzdenken, mit der er diese fundamentale Hierarchisierung im Denken aufbrechen will. Damit soll die Suche nach Unmittelbarkeit, der Mythos des Ursprungs, grundsätzlich zurückgewiesen werden.

Derridas Philosophie geht von der Sprache und insbesondere ihrer Schriftlichkeit aus und kritisiert die strukturalistische Position der Sprachwissenschaft. Gegen deren Unterstellung einer geschlossenen Struktur differentieller sprachlicher Verweise setzt Derrida den Gedanken, dass »es kein Zentrum gibt, daß das Zentrum nicht in der Gestalt eines Anwesenden gedacht werden kann«. Sein Verständnis von Sprache und Bedeutung entwickelt er dabei – kontraintuitiv – aus der Verallgemeinerung der Eigenschaften von Schriftlichkeit. Nicht die mündliche Sprache erscheint hier als Grundlage der Schrift, sondern konstitutive Merkmale der Schrift werden von Derrida als paradigmatische Grundlage jeglicher semantischer Kommunikation gefasst. In einer schriftlichen Mitteilung sind Autor und Empfänger abwesend, sodass das Geschriebene sowohl von der Intention seiner Autorin als auch von der Interpretation durch seine vorgesehene Adressatin abgelöst wird, ja sogar den Tod beider überdauern kann. Das konstitutive Merkmal von Schrift, in der Abwesenheit jeglicher Sinngarantien zu funktionieren, also grundsätzlich lesbar zu sein, liegt dabei in ihrer Wiederholbarkeit begründet. Derrida prägt für diese genuine Eigenschaft den Begriff der »Iterierbarkeit« oder »Iterabilität«, der sich aus dem Sanskrit ableitet. In der strukturellen Wiederholbarkeit, die die Möglichkeit des Bruchs mit dem Horizont der Kommunikation impliziert, verortet er die Kraft des schriftlichen Zeichens. Aus dieser Kerneigenschaft der Schrift entwickelt Derrida im nächsten Schritt die Logik der Iterierbarkeit *jedes Zeichens*: Für jedes Zeichen gilt, dass es durch Zitieren aus einem Kontext herausgelöst und in einen neuen Kontext gestellt werden kann. Mit dieser Bewegung weist Derrida die absolute Determinierung und Festlegung des Gesagten durch den Kontext zurück, da Zeichen sich konstitutiv von dem Bewusstsein und der Intention des Sprechers ablösen, somit ihren Ursprung verlieren und zitierbar sind.

In der Logik der Iterierbarkeit ist die Wiederholung mit der Andersheit verbunden. Ein unüberwindbarer Spalt zwischen dem Auftauchen eines Elements und seinem wie-

derholten Auftauchen garantiert dessen Wiederholung und stellt gleichzeitig die Identität des Elements grundsätzlich infrage. Nur, wenn ein Zeichen sich von sich selbst trennen kann, kann es wiederholt auftauchen. Die Suche nach dem Original erübrigt sich dabei; das Zeichen ist immer schon Wiederholung: »Alles fängt mit der Reproduktion an.« Das System der sprachlichen Differenzen ist bei Derrida nicht mehr stabil und an fest zuschreibbare Signifikate gebunden, sondern als Prozess des ständigen Sich-Unterscheidens und Aufeinander-Verweizens von Signifikanten gefasst, als ein Spiel der Differenzen ohne Zentrum und festen Grund, das gleichwohl die einzige Grundlage von Sprache und Bedeutung darstellt. Mit der Logik der Iterabilität wird eine Wiederholung ohne Original denkbar, die stets Verschiebungen einschließt.

Im Unterschied zu Derrida, dessen philosophische Haltung durch eine kritische Skepsis gegenüber Ontologien gekennzeichnet ist, begreift Gilles Deleuze die Aufgabe post-strukturalistischer Philosophie als Begründung einer neuen Ontologie. Deleuze weist Identität als fundierendes Konzept zurück und entwirft eine Philosophie, die das Sein vom Werden, die Identität vom Differenten und das Eine vom Vielen aus denkt. Mit dieser Haltung rekurriert Deleuze auf Friedrich Nietzsches Idee der ewigen Wiederkunft: »Die ewige Wiederkunft läßt nicht ›das Selbe‹ wiederkehren, die Wiederkehr bildet vielmehr das einzige Selbe dessen, was wird. [...] Eine solche durch die Differenz hervorgebrachte Identität wird als Wiederholung bestimmt.« Das »Selbe« wird bei Nietzsche ausgehend vom Differenten gedacht und Identität als Funktion einer Wiederholung begriffen.

Deleuze ersetzt in seiner Philosophie die Begriffe Substanz und Wesen mit den Begriffen Mannigfaltigkeit und Ereignis. Jedes Ding ist eine ständig im Fluss befindliche Mannigfaltigkeit. Unterhalb der Identität gibt es Deleuze zufolge Differenzen, Kontingenz, Pluralität, Mannigfaltigkeit: »Die Differenz steht hinter jedem Ding, hinter der Differenz aber gibt es nichts.« Wiederholung und Differenz gehen dabei ein komplexes Verhältnis miteinander ein. Aus der Anerkennung, dass jeder Identität Differenz zugrunde liegt, folgt dann der Verweis auf die Singularität jeder Wiederholung. Deleuze unterscheidet zunächst die Wiederholung von der Allgemeinheit, die er als in den Registern qualitativer Ähnlichkeit und quantitativer Äquivalenz beschreibbare Gesetzmäßigkeit versteht und als falsches Denken der Wiederholung kritisiert. Dieses Denken, das die Austauschbarkeit einzelner Elemente ohne irgendeine Form von Verlust impliziert, lehnt Deleuze ab und definiert »wiederholen« als »sich verhalten, allerdings im Verhältnis zu etwas Einzigartigem oder Singulärem, das mit nichts anderem ähnlich oder äquivalent ist.«

Deleuze unterscheidet mit der »nackten« und der »verkleideten« (auch »bekleideten« oder »maskierten«) Wiederholung zwei verschiedene Typen und bestimmt ihre Relation. Während die »nackte« Wiederholung als statische Wiederholung des Selben erscheint, die in Begriffen der Gleichheit, Kommensurabilität und Symmetrie beschrieben wird, erscheint die »verkleidete« Form als dynamische Wiederholung, die die Differenz umfasst und mit den Begriffen Ungleichheit, Inkommensurabilität und Asymmetrie assoziiert ist. Dabei identifiziert Deleuze die erste als Wirkung der zweiten, versteckten Form, die im Innern der ersten als eine Art von Tiefenstruktur verborgen ist, und kommt zu dem Schluss, dass »das Innere der Wiederholung [...] immer von einer Differenzordnung affiziert [wird]«. Mit dem Verweis auf das Wirken einer »verkleideten« Wiederholung als Prozess der Differenz vertritt Deleuze ein emphatisches Konzept von Wiederholung, das um den Begriff der Singularität zentriert ist und ein Denken der Wiederholung als Wiederholung des Nicht-Identischen etablieren will. Die Wiederholung des Selben muss folglich als prekäres Grenzereignis verstanden werden, da Instabilität stets noch in die stabilste Wiederholung eingeschrieben ist. Die statische Wiederholung ist bloß der Effekt des eigentlichen, dynamischen Kerns des Wiederholungsprozesses.

1.3.2 Analytische Perspektive und Leitfragen der Studie

Das Fazit aus den poststrukturalistischen Philosophien von Derrida und Deleuze lautet, dass eine statische Wiederholung lediglich als Effekt eines zugrundeliegenden Prozesses dynamischer Verschiebungen verstanden werden kann. An die Stelle der Identitätslogik tritt damit ein Denken der Differenz. Poststrukturalistische Perspektiven können daher die Theoriebildung für Brüche, Mehrdeutigkeiten und die Instabilität sozialer Praxis sensibilisieren. Mit den Differenztheorien von Derrida und Deleuze lässt sich allerdings nicht direkt und umstandslos in der Soziologie arbeiten. Es bedarf vielmehr eines Übersetzungsschrittes, um die von ihnen aufgeworfene Denkfigur in eine soziologische Perspektive zu integrieren und somit das soziologische Denken selbst einer Verschiebung zu unterziehen.

Was wäre der theoretische Gewinn einer Befremdung des soziologischen Denkens der Wiederholung durch poststrukturalistische Impulse? Die poststrukturalistischen Ansätze können die Soziologie zunächst allgemein dafür sensibilisieren, dass Identität nicht wesentlich zu verstehen ist, sondern sich aus differenten Elementen zusammensetzt. Zweitens verweisen sie darauf, dass Identität kontinuierlich neu hervorgebracht werden muss und somit drittens stets prekär ist. Wenn das Denken der Wiederholung einem engen Identitätsbegriff untergeordnet wird, besteht die Gefahr, dass die soziologische Theorie die Statik des Sozialen überbetont. Damit lässt sich die Instabilität der Praxis ebenso wenig erfassen wie sozialer Wandel, Kreativität und Spontaneität. Gleichzeitig lautet die spezifisch soziologische Frage an die poststrukturalistischen Differenztheorien, weshalb soziale Ordnungen dennoch Bestand haben und empirisch eine relative Stabilität aufweisen. Es gilt daher auch nach der anderen Seite des dynamischen Wiederholungsprozesses zu fragen: nach der zumindest temporären Schließung von Struktur, nach Prozessen der Verfestigung, nach lokalen Fixierungen und Stabilisierungsmechanismen. In diesem Spannungsfeld bewegen sich, wie bereits ausgeführt, die praxeologischen Ansätze zur Konzeption der Stabilität und Instabilität des Sozialen.

Den Praxistheorien stellt sich damit die Aufgabe, gleichermaßen die »verändernde und erhaltende Kraft der Wiederholung« soziologisch zu erfassen. Poststrukturalistische Ansätze sensibilisieren in diesem Zusammenhang die theoretische Perspektive dafür, die Wiederholung nicht mit der absoluten Identität und der sozialen Reproduktion zu identifizieren, sondern auch die Verschiebung, die mit jeder Wiederholung verbunden ist, anzuerkennen und als konstitutiv zu begreifen. Damit können sie die praxeologische Diskussion in zweierlei Hinsicht bereichern: Sie werfen zum einen die Frage auf, inwiefern die praxeologischen Ansätze konzeptuell überhaupt ein dynamisches Verständnis der Wiederholung zulassen. Im Anschluss an die Differenzierung unterschiedlicher Wiederholungsverständnisse bei Deleuze kann daher untersucht werden, ob Wiederholung in den jeweiligen Positionen als statisch oder dynamisch begriffen wird. Zum anderen schärfen sie den analytischen Blick für mögliche Verschiebungen von Regelmäßigkeiten und für transformierende Wiederholungen. Soziale Ordnung, Handlungsmuster oder Praktikenkomplexe sind demzufolge als stets prekäre Verfestigungen zu begreifen und die differenten Modi dieser Verfestigungen anhand konkreter Mechanismen der Stabilisierung des Sozialen zu analysieren. Ausgehend vom Modell der regelmäßigen Wiederholung von Praktiken muss ein praxistheoretischer Ansatz letztlich nach der Stabilität des Sozialen ebenso wie nach der Auflösung und Durchkreuzung dieser Stabilität fragen; dazu muss das Konzept der Wiederholung für ein paradoxes Denken von Ambivalenz geöffnet werden. Aus den bisher angestellten allgemeinen Überlegungen zu den Konzepten »Stabilität/Instabilität« und »Wiederholung« lassen sich drei eng miteinander verbundene Komplexe von Leitfragen für diese Untersuchung generieren, die auf das analytische Potential der im Folgenden zu diskutierenden Ansätze einerseits sowie daran anschließender praxeologischer Forschungsvorhaben andererseits zielen:

Erstens: Auf welche Weise wird in unterschiedlichen Praxistheorien Wiederholung konzipiert? Kann die jeweilige Konzeption als statische Wiederholung oder als verschiebende, transformierende Wiederholung identifiziert werden? Wie lässt sich die Ambivalenz von Stabilität und Instabilität durch ein paradoxes Denken der Wiederholung erfassen?

Zweitens: Welche Mechanismen stabilisieren den Ansätzen zufolge die Wiederholung von Praxis? Auf welche analytischen Kategorien wird die Stabilität des Sozialen zurückgeführt? Wie werden die Irritation oder die Auflösung von Stabilität erfasst, und inwiefern wird die Instabilität der Praxis einbezogen?

Drittens: Welche analytischen Konsequenzen ergeben sich für eine praxistheoretische Heuristik? Welche methodologischen Prinzipien kennzeichnen eine praxeologische Analyse, die das Konzept der Wiederholung in das Zentrum ihrer Perspektive stellt?

Diese drei Fragenkomplexe liegen zunächst der Diskussion der ausgewählten Theorien zugrunde und organisieren im Anschluss daran auch die Systematik des Vergleichskapitels. Im Folgenden soll nun die Auswahl der theoretischen Positionen vor dem Hintergrund der inhaltlichen Nähe zwischen strukturalismuskritischen und praxeologischen Ansätzen begründet werden.

1.4 Begründung der Auswahl der Theorien

In dieser Studie werden die theoretischen Ansätze von Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Judith Butler und Bruno Latour ausgehend von den entwickelten analytischen Leitfragen miteinander kontextualisiert. Warum wurden diese AutorInnen ausgewählt? Wie bereits verdeutlicht wurde, stehen Praxistheorien für eine Überwindung der Dichotomie von Handeln und Struktur. Das verbindende Element der hier zu diskutierenden Ansätze besteht darin, dass sie, wenn auch in unterschiedlichen Ausgestaltungen, kritische Reaktionen auf den Strukturalismus darstellen. Damit unterscheiden sie sich von anderen praxeologischen Positionen wie etwa der Ethnomethodologie, Theodore Schatzkis Sozialontologie oder Charles Taylors auf Heidegger rekurrierende Sozialphilosophie.

Pierre Bourdieu, der sich selbst als einen »genetischen Strukturalisten« bezeichnet hat, reklamiert gegenüber strukturalistischen Ansätzen sowohl die historische Dimension als auch die Einbeziehung der Akteursperspektive, indem er seinen Ansatz einer Theorie der Praxis im Spannungsfeld zwischen Subjektivismus und Objektivismus entwickelt. Sein Habitusbegriff vermittelt – gleich einem Scharnier – zwischen Struktur und Handlung. Michel Foucault, der als zentrale Figur zunächst strukturalistischer, dann poststrukturalistischer Theoriebildung gilt, hat diese Bezeichnungen stets zurückgewiesen. Mit seinen historischen Studien bricht er die strukturalistische Fixierung auf die synchrone Betrachtung von Differenzen zugunsten einer diachronen Perspektive auf. Judith Butler bezieht sich neben dem Performativitätsbegriff John L. Austins zum einen auf Michel Foucault sowie zum anderen auf das Iterabilitätskonzept von Jacques Derrida. Auch ihr Denken ist daher stark von poststrukturalistischen Positionen beeinflusst. Mit der Diskussion Butlers wird auch ein Anschluss zum *performative turn* hergestellt, auf dessen konzeptuelle Nähe zu praxeologischen Ansätzen allgemein verwiesen wird. Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie schließlich ist in vielerlei Hinsicht von Gilles Deleuze inspiriert, auf den er allerdings nur selten explizit verweist. Latours Denken lässt sich als »post-strukturalistisch« bezeichnen, insofern er den Strukturbegriff radikal in Frage stellt und zugunsten zirkulierender Elemente auflöst.

Es soll allerdings in dieser Studie nicht darum gehen, den Nachweis zu erbringen, inwiefern die einzelnen AutorInnen strukturalistisch oder poststrukturalistisch argumentieren – eine Diskussion, die müßig und in Teilen (immer noch) unnötig leidenschaftlich

aufgeladen erscheint. Auch die Frage, ob ein Ansatz letztlich in seiner Gänze als praxeologisch oder nicht bezeichnet werden kann, soll hier nicht im Zentrum stehen. Zwar werden Elemente dieser Diskussionen hier eine Rolle spielen. Vielmehr soll aber jenseits eines schematisierenden Interesses an Klassifikation verfolgt werden, wie die AutorInnen die Wiederholung von Praktiken konzipieren, mit welchen Analysekatégorien sie die Stabilität und Instabilität der Praxis erfassen und welche methodologischen Prinzipien aus ihren Ansätzen folgen. Wie sich im Verlauf der Untersuchung erweisen wird, können aus jedem der vier Ansätze spezifische Beiträge zur Praxistheorie gewonnen werden – hier seien die Leserinnen und Leser auf die einzelnen Kapitel sowie die vergleichende Diskussion verwiesen. Die Auswahl der Ansätze gründet dabei auf spezifischen Schwerpunkten, die in der Debatte um die jeweiligen Positionen hervortreten und die in die praxeologische Theoriebildung eingebracht bzw. darin verstärkt werden sollen: die Kritik an der Statik von Bourdieus Theorie sozialer Praxis und der Fokus Butlers auf performative Verschiebung als politischer Subversion; die Anerkennung der Körperlichkeit des Handelns bei Bourdieu, Foucault und mit Einschränkungen auch bei Butler und Latour; die Betonung der Materialität des Sozialen insbesondere bei Latour (aber auch bei Foucault) sowie Foucaults Perspektive auf graduelle historische Transformationen kultureller Praktiken. Diese unterschiedlichen theoretischen Schwerpunkte der ausgewählten AutorInnen erlauben die Annahme, dass eine Kontrastierung der vier Positionen gewinnbringende Impulse für die praxeologische Theoriebildung entwickeln kann. Als Grundlage für die theorievergleichende Perspektive wird nun zunächst das Theorieverständnis dieser Untersuchung entwickelt sowie im Anschluss das Verfahren des Theorievergleichs diskutiert.

1.5 Theorieverständnis und Theorievergleich

Eine Theoriearbeit erfordert zumindest eine knappe Darlegung ihres Theorieverständnisses. Dabei darf nicht vergessen werden, dass »Theorie« letztlich selbst ein Begriff ist, für den konkurrierende Definitionen existieren, und dass sowohl außerwissenschaftliche Verständnisse als auch disziplinspezifische und innerhalb der Disziplinen wiederum divergierende Verwendungen des Begriffs unterschieden werden müssen. Theorien können als ein geschlossenes System von Sätzen auftreten, als eher offenes, relationales Vokabular, als heuristisches Suchverfahren oder auch als Ontologie. Im Unterschied zu Alltagstheorien sind soziologische Theorien dann erfolgreich, wenn sie neue Sichtweisen auf das Soziale eröffnen, scheinbar Vertrautes aus einer anderen Perspektive beleuchten und somit nachhaltig befremden. Bezieht man sich auf die binnensoziologische Differenzierung von Sozialtheorien, Theorien mittlerer oder begrenzter Reichweite und Gesellschaftstheorien, so sind praxeologische Ansätze grundsätzlich den Sozialtheorien zuzurechnen, insofern sie fundamental mit der Frage nach dem Verständnis des Sozialen selbst befasst sind. Als Sozialtheorien bestimmen praxeologische Ansätze, »was unter Sozialität verstanden werden soll und wie soziale Phänomene allgemein begriffen werden können«.

Innerhalb der Familie der Praxistheorien gibt es bezüglich des eigenen Theoriestatus unterschiedliche Modelle und Positionierungen, sodass, wie Stefan Hirschauer bemerkt, der Theoriebegriff der Praxistheorien offen ist. Sie situieren sich auf einer Achse zwischen dem ausformulierten theoretischen Vokabular Bourdieus, das aber gleichzeitig gegen eine scholastische Intellektualisierung des Sozialen gerichtet ist, und der notorischen »Theorieabstinenz« Garfinkels. Ihren sozialtheoretischen Anspruch erheben die Praxistheorien »gewissermaßen als ›*modest grand theories*«[, die] den Status ihrer Aussagen reduzieren, indem sie bloße *frameworks* von Begriffen und Annahmen anbieten, in deren Rahmen substantielle Theorien spezifischer Praktiken formuliert werden kön-

nen.« Praxistheorien erscheinen daher besonders fruchtbar, wenn ihr theoretisches Vokabular »möglichst *dünn*« ist, um eine Formulierung von Andreas Reckwitz aufzugreifen. Dabei ist das Verhältnis zwischen empirischer Forschung und Theoriebildung in der Praxistheorie besonders eng. Wenn also von *Theorien* der Praxis gesprochen werden kann, so nicht als formales System von Sätzen zur Erklärung und Vorhersage sozialer Phänomene, sondern in dem Sinne, dass sie Modelle, Fallstudien, abstrakte Typologien, Genealogien und Beschreibungsvokabulare zur Analyse des Sozialen bieten.

In diesem Sinne wird auch der Theoriebegriff in dieser Studie verwendet. Es handelt sich dabei um ein post-empiristisches Verständnis, das Theorien nicht als ein falsifizierbares System von Sätzen, sondern als offenes Vokabular mit relationalen Bezügen und unscharfen Rändern begreift. Praxistheorien lassen sich als ein Ensemble beobachtungsleitender Annahmen verstehen. Von ihrer Antwort auf die Frage nach dem Charakter des Sozialen hängen etwa die Auswahl der zu analysierenden Gegenstände oder der verwendeten Forschungsmethoden ab. Auf diese Weise bestimmen Praxistheorien als Sozialtheorien fundamental darüber, »was dem soziologischen Blick überhaupt erscheint«. Grundsätzlich wird jeder Zugriff auf einen soziologischen Gegenstand stets von dem einen oder anderen theoretischen Vokabular geleitet, und es ist unmöglich, sich unabhängig von einer theoretischen Beschreibungssprache auf die gesellschaftliche Wirklichkeit zu beziehen. Ein archimedischer Punkt zur Bewertung von Beschreibungssprachen existiert nicht – aus dieser Erkenntnis ergeben sich auch Konsequenzen für eine theorievergleichende Perspektive.

Was heißt es grundsätzlich, Theorien miteinander zu vergleichen? Mit welchem Ziel und auf welche Weise sollte man sich dieser Aufgabe widmen? Zunächst ist festzuhalten, dass ein Theorievergleich ebenso wie ein empirisches Forschungsvorhaben von einem Erkenntnisinteresse geleitet und von einer Methode getragen wird. Diese gilt es im Folgenden zu explizieren. Die vorliegende Studie vertritt vor dem Hintergrund der sozialwissenschaftlichen Theorievergleichsdebatte eine wissenschaftstheoretische Position, die Erkenntnisfortschritt als »stetiges Entdecken, Entfalten und Zusammenfügen von Perspektiven« versteht. Die Ansätze, die hier verglichen werden, werden daher nicht als geschlossene Aussagesysteme aufgefasst, die im empirischen Abgleich mit der »Wirklichkeit« als deren bessere oder schlechtere Beschreibung evaluiert werden können. Die »Wirklichkeit« zeigt sich niemals selbst und gibt auch nicht den Gebrauch eines mehr oder weniger adäquaten Vokabulars zu ihrer Beschreibung vor. Daher kann von keiner Position *jenseits* der Theorie über deren Angemessenheit und Wahrheit geurteilt werden. Entsprechend muss die Möglichkeit einer »Reduzierung der Perspektivität« durch »Vergleiche höherer Ordnung« zurückgewiesen werden. Stattdessen soll hier davon ausgegangen werden, dass unterschiedliche Theorien verschiedene Aspekte der Wirklichkeit hervorheben können, weshalb eine nicht reduzierbare Pluriperspektivität auf das Soziale ausdrücklich anerkannt werden muss. Daraus möglicherweise resultierende widersprüchliche Beschreibungen der Wirklichkeit stellen angesichts der Komplexität des Sozialen keine aufzulösenden Probleme dar. Vielmehr bildet die »Multiperspektivität« selbst die einzig »angemessene« Darstellung des Sozialen, sofern dieser Begriff überhaupt gestattet ist. Die Grundlage für das hier verfolgte Erkenntnisinteresse bildet folglich zunächst die Anerkennung einer irreduziblen Pluriperspektivität auf das Soziale. Es kann daher nicht um eine Reduktion, sondern nur um eine Entfaltung von Perspektiven gehen. Wie kann diese erreicht werden?

Hier soll Armin Nassehis Weg eines Vergleichs beschränkt werden, der nicht bei den Resultaten, sondern bei den »Anfängen« von Theorien ansetzt und danach fragt, wie diese zu ihren Ergebnissen kommen. Wenn Theorien als Instrumente unserer Weltsicht jeweils einen unterschiedlichen *bias* haben und die Möglichkeit eines neutralen Abgleichs ausgeschlossen ist, so bleibt zumindest (bzw. ausschließlich) der Weg, die Instrumente hinsichtlich ihrer Brennpunkte und Limitationen zu betrachten. Ein solcher

Ansatz kann nur aus dem Vergleich heraus entwickelt werden, denn nur im Spiegel anderer Perspektiven ist es möglich, sich von einer bestimmten Optik zu distanzieren. Allein diese Form der Kontrastierung ist geeignet zu zeigen, wie eine Theorie »darüber entscheidet, was dem soziologischen Blick überhaupt erscheint«. Die impliziten Grenzen von Theorien werden im Unterschied zu explizit gesetzten Grenzen in einer vergleichenden Perspektive überhaupt erst sichtbar. Aber auch die Stärken einer Theorie können erst im Vergleich sichtbar gemacht werden. Wichtig ist, dabei zu betonen, dass Begriffe wie »Stärke« oder »Schwäche« ausschließlich relational im Verhältnis zu den anderen verglichenen Positionen und niemals absolut bestimmbar sind. Es kann also bei einem Vergleich nicht darum gehen, mit welchen Theorien die Wirklichkeit »besser« oder »angemessener« erfasst werden kann, sondern nur darum, was mit den Theorien sichtbar gemacht werden kann und was ihrem Blick entgeht. Das allgemeine Ziel des hier verfolgten Theorievergleichs besteht also darin, an den Optiken zu arbeiten, die den soziologischen Blick lenken, und neue Sichtweisen kontrastierend zu erschließen. Dieses übergreifende Erkenntnisinteresse liegt dem spezifischeren Interesse an den Konzeptionen von Wiederholung, Stabilität und Instabilität in den einzelnen Ansätzen zugrunde. Dabei bildet das Ziel des Theorievergleichs keine Vereinheitlichung der vier diskutierten Perspektiven, sondern vielmehr eine Ausdifferenzierung analytischer Kategorien und heuristischer Prinzipien. Wie wird dabei vorgegangen?

Ein Theorievergleich beginnt letztlich immer mit der Unterstellung einer Gemeinsamkeit, so marginal sie auch sein mag, um davon ausgehend Differenzen zu entfalten. Er wird hier in der Überzeugung durchgeführt, dass sich zeigen wird, dass die ausgewählten Ansätze paradigmatische Berührungspunkte teilen und daher einander nah genug sind, um sie vergleichen zu können, und fern genug, um gewinnbringend miteinander kontrastiert werden zu können. Wie bereits ausgeführt wurde, ist mit den Begriffen »Stabilität« und »Instabilität« ein Vokabular gewählt worden, das den bisherigen Positionen in der Debatte entnommen worden ist, jedoch in keinem der einbezogenen Ansätze eine zentrale analytische Stellung einnimmt. Auf diese Weise soll sichergestellt werden, dass die Ansätze miteinander in Beziehung gesetzt werden können, ohne die Perspektive einer Position dominant zu stellen.

Dem allgemeinen Erkenntnisinteresse des Theorievergleichs an einer Pluralisierung soziologischer Optiken sowie dem spezifischen Erkenntnisinteresse an der Konzeption der Stabilität und Instabilität der Praxis anhand eines paradoxen Denkens der Wiederholung entspricht dabei die methodische Vorgehensweise, bei der Lektüre der einzelnen Ansätze theorieimmanente Widersprüche herauszuarbeiten. Die theoretischen Einzeldiskussionen sind darauf angelegt, Ambivalenzen innerhalb der Positionen zu identifizieren und diese für das paradoxe Denken von Stabilität und Instabilität sowie für eine plurale Ausgestaltung soziologischer Optiken aufzugreifen. So werden bereits in den autorenzentrierten Kapiteln Anschlussstellen an verschiedene, teilweise widersprüchliche, Aspekte innerhalb der einzelnen Ansätze gesucht, wodurch eine Öffnung der praxeologischen Perspektive und eine Sensibilisierung des heuristischen Instrumentariums für ambivalente Konstellationen erreicht werden soll.

Eine letzte methodische Entscheidung entspringt der oben gewonnenen Einsicht, dass Praxistheorien keine universalistischen Aussagen über *die* Natur *der* Praxis treffen können, sondern sich stets auf konkrete Ausschnitte des Sozialen beziehen. Diese Feststellung fordert eine grundsätzliche Sensibilität gegenüber den lokalen Bezügen praxeologischer Verallgemeinerungen. Der folgende Theorievergleich erkennt daher ausdrücklich den Empiriebezug soziologischer Theoriebildung an, vertritt dabei jedoch nicht die Perspektive eines »empirischen Theorievergleichs«, wie sie bisher im Sinne einer Eliminationskonkurrenz verstanden worden ist. Er folgt stattdessen Stefan Hirschauers Verweis auf die »Empiriegeladenheit von Theorien«. Hirschauer entwickelt ein Verständnis des Empiriebezugs soziologischer Theorien, das komplementär zur »Theorie-

beladenheit der Beobachtung« steht. Während diese als epistemologischer Konsens gilt, wird oft vergessen, dass theoretische Aussagen stets auf spezifische empirische Felder und Phänomene bezogen sind. Unter »Empiriegeladenheit« versteht Hirschauer die Fallbezogenheit und empirische Sättigung theoretischer Abstraktion und rekurriert auf Thomas Kuhns Gebrauch des Paradigmenbegriffs im Sinne von »exemplarischen Situationen« oder Beispielfällen. Viele Ansätze lassen sich Hirschauer zufolge nicht angemessen verstehen, wenn die »in ihnen *eingelassenen* empirischen Fälle« nicht berücksichtigt werden. Sein übergeordnetes Ziel bildet eine stärkere Durchdringung von Theoriebildung und empirischer Forschung im Sinne einer »fruchtbare[n] *Hybridisierung*, bei der Theorie und Empirie wechselseitig Innovationsdruck aufeinander ausüben.« Indem sowohl die Theoriebeladenheit der Beobachtung als auch die Empiriegeladenheit der Theorie im soziologischen Forschungsprozess fundamental anerkannt werden, sollen die übliche Differenzierung in empirische Forschung und Theoriebildung sowie die darauf aufbauende institutionelle Trennung hinterfragt und überwunden werden. Hirschauer plädiert entsprechend dafür, »Theorien mit der Frage zu rezipieren, welcher Fall hier eigentlich in Form oder Inhalt generalisiert wird«. Das Prinzip, stets die Fallbezogenheit der theoretischen Entwürfe zu berücksichtigen, wird den folgenden Vergleich begleiten, der damit auch eine stärkere Sensibilität gegenüber den lokalen Bezügen praxeologischer Verallgemeinerungen zum Ziel hat. Bevor die Untersuchung beginnt, soll abschließend ein Überblick über die Anlage und den Aufbau des Buches gegeben werden.

1.6 Anlage und Aufbau des Buches

Gegenüber bisher erfolgten Vergleichen und Systematisierungen praxeologischer Theorien will diese Studie in mehrfacher Hinsicht Neues bieten: (1) Zunächst bezieht sich die Untersuchung nicht allein auf Bourdieu und diskutiert diesen nicht als paradigmatischen Praxistheoretiker, sondern situiert ihn in einem Kontext weiterer Ansätze. Durch die Kontrastierung mit den anderen Positionen können die konzeptuellen Spezifika seines Ansatzes verdeutlicht werden. (2) Mit Judith Butler und Bruno Latour werden zudem AutorInnen einbezogen, die bislang im praxeologischen Kontext weniger intensiv diskutiert worden sind. Während das Interesse an Butler von ihrem Fokus auf die jeder Wiederholung von Praktiken innewohnende Verschiebung ausgeht, liefert Latours Akteur-Netzwerk-Theorie einen wichtigen Beitrag zu der Frage, inwiefern und auf welche Weise Praxistheorien auch materielle Arrangements in ihre Analysen einbeziehen können. (3) Bei der Diskussion Michel Foucaults werden auch seine Arbeiten vor dem sogenannten »Spätwerk« beleuchtet, das im Kontext der Praxistheorie oft besonders hervorgehoben wird. Dabei soll auch das praxeologische Potential der früheren Studien entfaltet werden. Das Spätwerk mit dem zentralen Begriff der »Technologien des Selbst« wird dann hauptsächlich unter den Aspekten der Genealogie von Praktiken sowie der Analyse ihrer Vermittlungsformen gelesen. Ein Schwerpunkt wird dabei auf den in der sozialwissenschaftlichen Diskussion bislang weniger beachteten Ausführungen Foucaults zu den Technologien des Selbst und den sich daraus für praxeologische Analysen ergebenden methodologischen Konsequenzen liegen. (4) Der in der Theoriediskussion analysierte Textkorpus der einzelnen AutorInnen umfasst dabei jeweils einen Großteil ihrer Arbeiten und bezieht, sofern diese Unterscheidung zutrifft, sowohl theoretische Entwürfe als auch empirische Studien ein. Eine Ausnahme bildet Butler, bei der die politischen Essays ausgeblendet werden mussten und eine Konzentration auf die sozialtheoretisch relevanten Schriften erfolgt ist. Dem Kapitel zu Butler wird dabei ein kurzer Exkurs zur Genese des Performativitätskonzepts vorangestellt. (5) Mit der Frage nach dem Verhältnis von Reproduktion und Transformation in den einzelnen An-

sätzen steht ein Brennpunkt der praxeologischen Debatte im Zentrum des Interesses, der bislang noch nicht systematisch und theorievergleichend diskutiert worden ist. (6) Der Theorievergleich rekurriert auf die jeweilige Konzeption von Wiederholung. Durch eine Einbeziehung poststrukturalistischer Impulse wird der Begriff insofern geöffnet, als der Blick nicht nur auf die Identität der Wiederholung gelenkt wird, sondern auch die ihr zugrunde liegende Differenz einbezogen wird, um das Paradox der Wiederholung zu erfassen. (7) Die Diskussion der einzelnen Positionen zielt unter anderem darauf, theorieimmanente Widersprüche und Ambivalenzen herauszuarbeiten, um auf diese Weise die praxeologischen Analysekatoren sowohl für die Stabilität als auch für die Instabilität der Praxis zu sensibilisieren. (8) Der Vergleich der AutorInnen verfolgt eine heuristische Perspektive, die auf mögliche praxeologische Forschungen bezogen ist und sich sowohl auf die Differenzierung von Analysekatoren und methodologischen Prinzipien konzentriert als auch die »Empiriegeladenheit« soziologischer Theoriebildung einbezieht.

Das Buch gliedert sich in fünf Kapitel, in denen zunächst die Positionen von Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Judith Butler und Bruno Latour einzeln beleuchtet werden, um darauf folgend in einem gesonderten Kapitel einen umfassenden, von den analytischen Dimensionen ausgehend organisierten Vergleich zu entwickeln. Dieser baut auf dem zuvor im Detail erarbeiteten Verständnis der Ansätze auf. Die Kapitel, die den einzelnen Positionen gewidmet sind, beginnen jeweils mit einer Einordnung des Ansatzes in die praxeologische Diskussion sowie mit einem Überblick über den Aufbau des einzelnen Kapitels. Sie enden mit einem Zwischenfazit der Analyseergebnisse, das bereits auf den abschließenden Vergleich hin fokussiert ist, jedoch noch nicht kontrastierend verfährt. Die Schlussdiskussion gliedert sich in drei Teile: Zunächst werden die analytischen Vorentscheidungen und Tendenzen der AutorInnen in Bezug auf ihre jeweiligen Wiederholungsverständnisse herausgearbeitet. Im zweiten Teil werden dann zentrale Analysekatoren vergleichend diskutiert, bevor im dritten Teil heuristische Prinzipien aus den vier theoretischen Positionen entwickelt werden, die eine praxeologische Methodologie kennzeichnen und Forschungsarbeiten anleiten können.